

Aus meiner Zeit



Erinnerungen

von

Josef Sauer

Jahrgang 1922

*Nachdruck der Originalfassung Aus Meiner Zeit von Josef Sauer (1922–2018) aus dem
Jahr 2001.*

Erschienen bei www.sauer-media.net

Herausgeber: Dr. Hans Martin Sauer, Darmstadt 2024

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Das Kopieren und Weiterverbreiten dieses Werks ist im Rahmen der *Creative Commons
Lizenz*

CC BY-ND 4.0

erlaubt, das heißt, unter Nennung des Autors. Jegliche Veränderung des Werks ist
untersagt.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Herausgebers	4
Westerwald	5
Vor meiner Zeit	13
Inflation	18
Dorfleben	20
Industrie	29
Erziehung	34
Machtübernahme	37
Schritt ins Leben	40
Es ist Krieg!	43
Norwegen	50
Der Krieg ist aus	60
In Deutschland	62
Gefangenschaft	63
Montluçon	69
Saar	78

Vorwort des Herausgebers

Dieses Werk hat mein Vater Josef Sauer, der im Jahr 1922 in Guckheim, Westerwald, geboren wurde, in den Jahren zwischen 1998 und 2001 nach seinen persönlichen Erinnerungen geschrieben und damals als kleines Büchlein drucken lassen. Ich habe die Arbeit meines Vaters an diesem Werk technisch und redaktionell begleitet und bin mit seinem Anliegen vertraut.

Der Autor erzählt einige seiner persönlichen Erinnerungen an die Kindheit auf dem Land. Das Leben in der Großfamilie, die Schule, die Wirtschaftskrise, die Suche nach Arbeit, die Konfrontation mit Propaganda und Terror. Die nationalsozialistische Machtergreifung in Deutschland hat den Lebenslauf meines Vater tief geprägt, bis hin zu den traumatischen Erlebnissen bei der Wehrmacht und in der Gefangenschaft, dann schließlich den totalen Neuanfang nach dem Krieg. Ich bin der Meinung, dass es ein Stück unserer deutschen Geschichte illustriert und von einem allgemeinen Interesse ist. Ich habe das ursprüngliche Manuskript deshalb neu gesetzt und formatiert, um es auf meiner Website www.sauer-media.net in digitaler Form zu veröffentlichen. Ich habe jegliche inhaltliche Änderung Text gegenüber dem Original (abgesehen von Tipp- und Formatierungsfehlern) vermieden, denn er handelt von erlebten, nicht von erdichteten Ereignissen.

Josef Sauer war niemals Schriftsteller. Er war Zeuge. Ein Beteiligter, der erst Jahrzehnte später das Ungeheuerliche aus eigener Kraft in Worte zu fassen vermochte, in Worte, die nach meiner Lesart leichter und versöhnlicher klingen als das, was sie meinen. Dieses Werk ist eben keine Abenteuergeschichte. Die persönlich erlebten, kleinen Anekdoten kontrastieren mit einer Chronik von Unterdrückung und Erniedrigung, des widerlichen Machtmissbrauchs an einem arglosen, jungen Individuum. Meinem Vater erging es nicht anders als Millionen, die um eine eigene Existenz und Würde kämpfen mussten. Ich respektiere, dass dieses Werk so ist, wie es ist, und dass es die Intention seines Autors wiedergibt.

Ich freue mich daher, das Büchlein pünktlich zum 102. Geburtstag meines Vaters (würde er noch leben) durch die digitalen Medien einer breiteren Leserschaft neu präsentieren zu dürfen.

Hans Martin Sauer, Darmstadt, 23.Juni 2024

Westerwald

Aus meiner Zeit, ja, daraus möchte ich etwas schreiben, von meinen Eindrücken aus einem bewegten Jahrhundert, in dem ich mich mühevoll hindurchgelebt habe, auf die ich dennoch in Zufriedenheit zurückblicke. Je mehr ich mich mit meinem Vorhaben beschäftige und über die Zeit nachdenke, erscheint mir das Wort Zeit immer undefinierbarer zu werden. Mir scheint, als sei ich, immer auf der Suche nach einem besseren Leben, hinter der Zeit hergelaufen. Zuweilen hätte ich sie gerne festgehalten, ein anderes Mal erschien sie mir als eine Unendlichkeit, als stehe sie still, als wäre sie eine unheimliche Last, die mich erdrückte. Dabei denke ich besonders an die unendlich langen, kalten Winternächten in der Tundra, oder die Tage und Nächte hinter Stacheldraht. Und nun, nachdem ich Muße genug habe über mein Leben nachzudenken, habe ich das Gefühl, als sitze ich nur in einem Zug, in einem Abteil, in dem ich das Licht der Welt erblickte, mit dem ich nur ein Stückchen an der Zeit vorbei gefahren bin, immer schneller, der Endstation entgegen. So will ich damit beginnen, das aufzuschreiben, was ich auf meiner Reise im Zug der Zeit gesehen, gehört oder erlebt habe, ehe die Station kommt an der ich aussteigen muß. Da jede Reise einmal zu Ende geht, will ich mich beeilen, denn ich hab ja noch so viel zu tun und die Endstation rückt immer näher.

Meine grauen Zellen sind zuweilen etwas schwerfällig geworden, das richtige Aneinanderreihen von Wörtern und Buchstaben bereitet mir des öfteren erhebliche Schwierigkeiten. Aber das war schon so, als ich

als kleiner Junge in der Dorfschule mit der deutschen Grammatik auf Kriegsfuß stand. Trotz allem bin ich fest entschlossen mich nicht durch diesen Dschungel von Regeln der Rechtschreibung beirren zu lassen, und versuchen, einiges aus meinem Leben, an das ich mich noch erinnere, in Worte zu fassen, Geschichten und Erlebnisse von früher zu Papier zu bringen, aus einem Jahrhundert, in dem ich den Wandel in der Zeitgeschichte miterlebt habe.

Beginnen möchte ich mit der Zeit, in der meine Großeltern lebten, in der das Zusammenleben der Menschen unter ganz anderen Voraussetzungen stattfand. Die Menschen haben sich dem Fortschritt angepaßt, das Leben auf dieser Erde ist scheinbar leichter geworden, aber mir scheint, daß die Probleme mit den Ansprüchen gewachsen sind. Die Not, die den Menschen in der Vergangenheit das Leben schwer machte, ist durch Unsicherheit und Angst ersetzt worden. Aus dem Wandel der Zeit möchte ich einiges festhalten, um die Handlungs- und Verhaltensweise der Menschen von früher verständlicher zu machen.

Keine Biographie und auch keinen Roman, auch keine Klagelieder über arme Zeiten möchte ich singen, sondern nur einiges festhalten, insoweit ich mich noch erinnere, wie das damals war, was sich alles in diesem Jahrhundert verändert hat, in dem ich trotz der wechselhaften Zeit das Glück hatte zu leben. Einiges, das ich aus Erzählungen meiner Vorfahren übernommen und noch nicht vergessen habe. Dazu einige Erlebnisse aus einer bewegten Zeit, einer Zeit, die Spuren hinterlassen hat, die auch noch unsere Nachwelt wie ein Schatten verfolgen wird. Wenn bei meiner schriftstelleri-

schen Tätigkeit der Eindruck entsteht, daß ich die Hauptrolle spielen möchte, dann ist das unbeabsichtigt. Es ist die Zeit, die mir wichtig erscheint, ihre Veränderungen und die Folgen für die Menschen. Wie der Fortschritt die Menschen geprägt hat, dessen Dynamik sie vor gewaltige Aufgaben stellt.

Es herbstet, die tief stehende Sonne zeigt an, daß sich die schönste Zeit des Jahres ihrem Ende zu neigt. Aus dem noch vor wenigen Tagen satten Grün des vor mir liegenden Waldes leuchten schon die bunten Blätter in der untergehenden Herbstsonne. Ein wenig Melancholie steigt in mir auf bei diesem Anblick. Ein Zeichen der Vergänglichkeit aller Dinge. Unwillkürlich drängt sich mir der Vergleich mit einem vom Herbst gefärbten Blatt auf, das nur darauf wartet vom nächsten Wind davon getragen zu werden. Auch der Herbst hat schöne Tage, auf die sich jeder nach einem arbeitsreichen Leben sehnt und noch einige Zeit genießen möchte. Die Krankheit und das Ableben von Agnes hat eine tiefe Trauer und große Leere hinterlassen. Der Herbst ist eingekehrt und hat mir bewußt gemacht, daß jeder Tag im Leben schön sein kann, den man zusammen lebt. Es bedurfte der bitteren Erfahrung der letzten Jahre in einem inneren Reifeprozess, um mir über den wahren Wert des Lebens bewußt zu werden. Dankbar bin ich meinem Schöpfer für jeden Tag und jede Stunde, für das Wohlbefinden, das er mir an meinem Lebensabend schenkt. So möchte ich noch ein wenig aus der Erinnerung zehren, aus meinem doch ziemlich abwechslungsreichen Leben, das ich mit Agnes, der Mutter unserer Kinder, sechsundvierzig Jahre lang in Liebe und Zufriedenheit geteilt ha-

be.

Indem ich so zurück denke, könnte ich trotz vieler schöner und auch weniger schönen Erlebnisse geruhsam und zufrieden alles das niederschreiben, was ich während meines Aufenthaltes auf dieser unvollkommenen, vergänglichen Welt, erfahren und erlebt habe. Mit Agnes an meiner Seite hatte ich mir einen gesunden Optimismus bewahrt, der uns fast immer über schwierige Situationen hinweggeholfen hat. Wären da nicht die letzten Jahre, in denen ich hilflos zusehen mußte, wie Agnes mit ihrem schweren Leiden allein fertig werden mußte. Gelähmt am ganzen Körper, bei vollem Bewußtsein, ohne auch nur ein Wort sprechen zu können. Obwohl wir uns über ihre kleinen Beschwerden und Bedürfnisse nur mühsam mit den Augen verständigen konnten, gab es Momente, in denen wir beide nahe einer Verzweiflung waren. Besonders wenn sie mir etwas mitteilen wollte, etwas was ihr auf der Seele lag und ihr sehr wichtig zu sein schien, aber über alltägliche Dinge hinausging. In diesen Momenten wurde uns beiden unsere Hilflosigkeit besonders bewußt. Zu den letzten Worten, an die ich mich immer erinnern werde, die sie einige Monate vor ihrem Tod mühsam auf eine Tafel schrieb, gehört der Satz;daß Ich ihr Leid tun würde. So hat sie in ihrer Selbstlosigkeit geduldig ihr Leid getragen und bis zuletzt an uns gedacht.

Ich will zurückkehren in eine Zeit, in der das Petroleum für die Sturmlaternen so wichtig war wie heute der Treibstoff für unsere Autos. In eine Zeit, in der die Menschen noch miteinander redeten und Nachrichten austauschten. In der eine Wochenzeitung meistens regional begrenzt, zur

Information der Bevölkerung an die Tür des Spritzenhauses angeheftet wurde. (ein Schuppen in dem die Geräte für die Feuerwehr untergebracht waren.) Einer Zeit, in der es im ganzen Dorf nur ein einziges Telefon gab, dessen Verbindungen von einer Stadt in eine andere über mehrere Schaltstellen noch im Handbetrieb weitervermittelt werden mußte, dessen Störungen und Pannen zum Alltag gehörten. In eine Zeit, in der die neuesten Nachrichten am Dorfbrunnen weitergegeben wurden, in der sich die Menschen an den langen Winterabenden um den warmen Holzofen versammelt, Geschichten erzählten und sie von einer Generation zur anderen weiter gegeben haben. Kleine Begegnungen, die für das Zusammenleben der Menschen von großer sozialer Bedeutung waren, für die aber in unserem elektronischen Zeitalter, in dem sich die Menschen mehr und mehr auseinanderleben, in der sie sich hinter dicken Betonwänden verbarikadieren, keine Zeit und kein Platz mehr ist. Es ist eine schnellebige Zeit, in der der Lebensweg vieler Menschen eher von den Ereignissen als von ihnen selbst bestimmt wird.

Beginnen möchte ich dort, wo alles begonnen hat. In einem alten Fachwerkhaus in Guckheim, in dem ich im Jahre 1922 das Licht der Welt erblickte, auf dem damals sehr armen Westerwald. Ein altes Haus, das nach Überlieferungen früher als Dorfschule und später als Gasthaus gedient hatte mit seinen weit über zweihundert Jahren Geschichte, das ein paar Kriege und manch arme Zeit überstanden hat (Bilder 1 und 2).

Das Haus, das wir damals bewohnten, steht heute noch. Es dürfte nach seiner



Abbildung 1: Bild vom Elternhaus, Vorderansicht.

Bauweise zu urteilen auch schon lange vor dem Jahre 1800 erbaut worden sein. Mein Großvater aus Elbingen hatte es 1916 erworben, damit meine Eltern heiraten konnten und eine Bleibe hatten. Es war ja mitten im Krieg. Vater war wie alle wehrfähigen Männer Soldat, anfangs in Rußland, die letzten Jahre auf französischen Schlachtfeldern. Der Erwerb dieses Hauses war eine richtige Notlösung. Meine Eltern waren damals zufrieden, ein Dach über dem Kopf zu haben, froh sind sie aber nie damit geworden. Die anfallenden Reparaturen überstiegen im Laufe der Jahre das Mehrfache seines Kaufpreises. Es war ein Faß ohne Boden. Indem ich an das Anwesen zurückdenke, in dem ich meine Kindheit verbrachte, wird mir bewußt, daß wir damals mit den bescheidenen Lebensbedingungen nicht unzufriedener waren als die Menschen heute mit ihren komfortablen Palästen oder Eigenheimen. Die Ansprüche sind gewachsen, sie haben sich der Zeit angepaßt, doch daß wir heute zufriedener



Abbildung 2: Bild vom Elternhaus, Rückansicht.

sind als damals, daran habe ich erhebliche Zweifel.

Das Erste, an das ich mich erinnere, war das Umfeld, in das ich hineingeboren wurde. Da waren außer meiner Familie die Großmutter, die bei uns im Hause wohnte, und Onkel Johann, die beide selber von einer eisernen Disziplin und strengen Erziehung geprägt waren und meinen drei Geschwistern und mir ihre Erfahrungen weiter vermittelten, was nicht immer ganz reibungslos vonstatten ging, was man ja heute als Generationsprobleme bezeichnet. Ich möchte sagen, daß diese Probleme in Anbetracht der Armut und der engen Räume, in denen wir zusammenleben mußten, viel größer waren als heute. Das soll kein Vorwurf sein gegenüber meinen Ahnen, auch sie versuchten uns beizubringen, was ihnen früher verwehrt oder nicht vergönnt war. Wir sollten es ja auch nur einmal besser haben als sie es hatten.

Meine Vorfahren lebten bis zu Beginn des ersten Weltkrieges ausschließlich von

der Landwirtschaft. Die Wagen, Egge und Pflug wurden von Kühen oder zuweilen von Ochsespannen gezogen. Das Hacken, Säen und Ernten wurde von Hand gemacht. Da damals jedes Stückchen Land sehr wertvoll war, bewirtschafteten meine Großeltern die von Großvater ererbten Grundstücke in der Gemarkung in Hahn, die etwa sechs Kilometer über Feldwege querfeldfeldein zu erreichen waren, von Guckheim aus. Allein die Entfernung, die durch das unwegsame Gelände zurückgelegt werden mußte, war eine große Belastung für Mensch und Tier. Es ist für unsere heutigen Begriffe auch nicht mehr gut nachzuvollziehen. Man bedenke, daß damals der Besitz von Pferden ein Privileg des Adels oder der Großgrundbesitzer war. Die kleinen Bauern quälten sich mit Kühen herum, nur wenige konnten ein Ochsespann ihr Eigen nennen. Von meinem Heimatdorf aus benötigte man mit dem schweren Wagen über unbefestigte Feldwege durch Dreck und Schlammlöcher mindestens ein und eine halbe Stunde, um die zu bearbeitenden Felder bei Hahn zu erreichen.

Meine Mutter war das vierte von damals noch acht lebenden Kindern. Zwei ihrer Geschwister hatten, wie das so üblich war, das Kleinkindalter nicht überlebt. Nachdem sie vier Jahre die Volksschule besucht hatte, mußte sie zu Hause bleiben, auf die kleineren Geschwister aufpassen und im Hause mithelfen. Meine Mutter war als Kind gerade so groß gewesen, daß sie nur mit Mühe einen Kochtopf auf dem Küchenherd verschieben konnte. So geschah es auch eines Tages, daß sie sich beim Holz auflegen am Küchenherd das Gesicht

und die Haare verbrannte. Beim Öffnen der Ofentür war etwas heiße Glut in ihre Schürze gefallen, die sofort Feuer fing und ihr schulterlanges Haar in Brand setzte. Viele Narben, die in ihrem Gesicht zurückgeblieben waren, haben mich oft gestört, bis ich älter wurde und begriff, daß Mutter damals fast bei lebendigem Leibe verbrannt wäre.

Mein Großvater war jahrelang, genau wie mein Urgroßvater, Dorfschulze gewesen. Der Name Bürgermeister wurde erst nach dem ersten Weltkrieg eingeführt. So kam es auch, daß meine Mutter Klara Sauer, geborene Wörsdörfer, im Kirchspiel (Kirchengemeinde) nicht als Frau Sauer sondern als „Scholze Klärchen“ bekannt war. Auch wir Kinder waren im Dorf nur als die Kinder von Scholze Klärchen bekannt. Selbst wenn mir heute nach über siebenzig Jahren zuweilen jemand von der älteren Generation im Dorf begegnet, der mich noch kennt, werde ich oft noch als Scholze Josef angesprochen. Das alte Geburtshaus meiner Mutter steht heute noch und wird immer noch Scholze Haus genannt.

Vier Schwestern meiner Mutter hatte das Schicksal zwischen 1905 und 1920 nach Berlin verschlagen, wo zwei von ihnen es zu einigem Wohlstand gebracht hatten. Besonders Tante Marie, die dort ein großes Textielgeschäft ihr Eigen nannte, hatte meiner Mutter einmal versprochen, daß ich nach meiner Schulzeit zu ihnen nach Berlin kommen und in ihrem Geschäft eine Lehre als Textilkaufmann machen könne.

Den ältesten Bruder meiner Mutter, Onkel Johann, möchte ich besonders erwähnen, denn er scheint mir ein besonderes

Beispiel zu sein aus dem Leben in der Zeit vor dem ersten Weltkriege, in der Gehorsam und Unterwerfung das wichtigste Gebot war im Staate, aber auch besonders in der Familie. Ein großer Unterschied im Umgang unter den Menschen bestand schon allein in der Anrede. Daß wir Kinder fremde Menschen alle mit „Ihr“ anreden mußten, ist ja verständlich. Kinder mußten auch ihre Eltern mit „Ihr“, anreden. Dazu kam noch die Anrede oder Fragestellung in der dritten Person, das „Er“. Was noch bemerkenswert ist, daß die Kinder, wenn sie von ihrem Vater sprachen, nicht das Wort Vater oder Papa gebrauchten, sie sprachen von „Dade“, wie es heute in Amerika noch üblich ist (Daddy). Die besondere Art der Anrede sorgte für einen gewissen Abstand und Autorität, die erst in meiner Generation abgebaut wurde. Wir haben unsere Eltern schon mit „du“ angesprochen. Unsere Großeltern und die Tanten mußten wiewer aber mit „Ihr“ anreden. Etwas anderes haben wir auch gar nicht gewagt, eine Ohrfeige wäre uns sicher gewesen.

Da mein Vater täglich bis zu zehn Stunden auf der Tongrube arbeitete, hatte ich es fast immer mit Onkel Johann zu tun. Schon als kleinen Knirps hat er mich an der Hand genommen und mich in Wald und Feld mitgeschleift, damit ich meiner Mutter aus den Füßen war. Von ihm lernte ich vieles, das mir später noch von Nutzen war, darunter auch das Fangen von Maulwürfen, die den Bauern ihre Wiesen und Felder verwüsteten. Für jeden gefangenen Maulwurf, der beim Bürgermeister abgeliefert wurde, gab es zehn Pfennige. Auch manche Züchtigung mußte ich über mich ergehen lassen, wenn ich mir Hammer und Nägel

aus dem Werkzeugkasten geholt hatte und hinter unserem Hause irgendwelche Holzstücke oder Bretter zusammennagelte, was meine liebste Beschäftigung war, aber Onkel Johann überhaupt nicht haben mochte. Im Grunde genommen war er trotz seiner etwas mürrischen Art ein guter Mensch. Das Schicksal hatte es nicht sehr gut mit ihm gemeint. Vier Jahre lang hatte er in Diedenhofen (Thionville, Lothringen) bei den Husaren gedient. Das muß zwischen 1908 und 1913 gewesen sein. Nach Beendigung seiner Dienstzeit hat er sich seine Freundin aus Diedenhofen mit nach Hause gebracht.

Dieses hübsche, moderne Mädchen bemalte ihre Lippen und hatte noch ein paar andere moderne Tugenden, die im Dorfe manche Gemüter erregten und bei den täglichen Begegnungen der Leute am Dorfbrunnen für einiges Aufsehen sorgten. Als dann bekannt wurde, daß das Mädchen auch noch evangelisch sei, war ihr Aufenthalt in der Familie unmöglich geworden. Beide haben damals Guckheim verlassen. Als dann nach dem verlorenen Krieg Diedenhofen wieder französisch wurde, kehrte Onkel Johann in unser Dorf zurück. Er hatte nicht nur den Krieg, sondern auch seine große Liebe verloren. Er hat nie wieder geheiratet und ist Junggeselle geblieben.

Meine Großeltern väterlicherseits, die Sauer, wohnten in Elbingen und gehörten zum Kirchspiel Hahn (Pfarrei Hahn). Meine Großmutter in Elbingen und mein Großvater in Guckheim stammten beide aus der Familie Wörsdörfer in Hahn. Ehen zwischen Nachkommern dritten Grades waren früher keine Seltenheit. Großvaters Elternhaus stand in Sainscheid. Mein Urgroßvater war Küfer und Wagenbauer. Er mach-

te alles, was so im Dorf gebraucht wurde, vom Schaufelstiel bis zum Pferdewagen. Die Sauer sollen die Nachkommen eines Wandergesellen gewesen sein, der vor langer Zeit in Seinscheid als Stellmacher und Wagenbauer Arbeit gefunden hatte.

Vater war das dritte von acht lebenden Kindern. Auch in der Familie meines Vaters hatten zwei Kinder ganz früh sterben müssen. In Großvaters Familie ging es streng zu. Das mußte ich schon früh erfahren, wenn ich zuweilen vom Vater mit nach Elbingen genommen wurde. Die Kinder mußten schon in den jungen Jahren fleißig in der Landwirtschaft mithelfen. Die Älteren wurden nach fünf oder sechs Jahren von der Schule genommen, weil sie zu Hause gebraucht wurden. Da war Onkel Josef, der Älteste. Er mußte schon bald nach Kriegsbeginn bei Sedan in Frankreich sein junges Leben lassen. Tante Marie, Vaters älteste Schwester, wurde, als es im Hause zu eng wurde, ohne lange gefragt zu werden, einfach mit einem Mann verheiratet, der wegen seiner sechs Kühe und vielleicht zehn Hektar Land als gute Partie angesehen wurde. Übrigens war da noch eine kleine Geschichte, für die wir heute nur noch ein Lächeln übrig haben. Es war früher Brauch bei der Verheleichung von Töchtern, daß diese ihrem Alter nach verheiratet werden mußten. Vaters Geschwister waren so weit alle verheiratet bis auf die beiden jüngeren Schwestern Anna und Therese. Als dann der Johann aus der Nachbarschaft bei Großvater um die Hand der jüngsten Tochter Therese angehalten hatte, wie das damals so üblich war, bekam er von Großvater die Antwort, daß er wohl als Eidam (Schwiegersohn) willkommen sei, er

müsse aber warten, bis die Anna (die ältere Tochter) einen Mann gefunden hätte, es sei denn, daß er selbst mit der Anna vorlieb nehmen wolle, die Anna könne er gleich heiraten. Beide waren ja hübsche Mädchen gewesen, so daß ihm die Wahl nicht allzuschwer gefallen sein muß, denn er hat der Einfachheit halber die Anna geheiratet.



Abbildung 3: Großvater mit Moped.

Diese Geschichten sind keine Dichtung, sondern Zeugen der guten alten Zeit. Sie passen auch zu meinem strengen, traditionsbewußten Großvater (Bild 3), dem ich, bis er mit neunundachtzig Jahren starb, nicht oft begegnet bin. Obwohl ich seine Strenge oft zu spüren bekam, habe ich diesen Mann immer bewundert. Außer dem Geld, das er für seine alten Tage gespart hatte und ihm in der Inflation verloren gegangen war, hatte er 1914 eine Kriegsanleihe gezeichnet, durch die er eine Rente er-

hielt. Sein Festhalten an alten Sitten beeinflussten nicht sein fortschrittliches Denken. Abgesehen davon, daß er mit siebenundfünfzig Jahren noch Fahrrad fahren lernte und sich mit siebzig Jahren auch noch ein Mofa zulegte, hatte er sich auch das erste Radio in der ganzen Gegend angeschafft. Dieses Tongerät, wie er es immer nannte, bestand aus drei Teilen und hatte seine Tücken. Es bestand aus zwei großen viereckigen Kästen mit vielen Röhren, dazu einem großen Kasten mit einem Lautsprecher, der an der Wand hing. Diese drei Teile waren durch mehrere Drähte miteinander verbunden. Sobald wir Kinder uns in der Stube bewegten, gab das Gerät derart Töne von sich, daß kein Wort zu verstehen war, bestenfalls Großvaters resolute Stimme, die uns zur Ruhe mahnte. In Verbindung mit der Kriegsanleihe, für die Großvater sein Geld opferte, möchte ich noch festhalten, daß in jedem Krieg die Einwohner zur Kasse gebeten wurden. Im Gegensatz zu Hitler, der im zweiten Weltkrieg die Kirchenglocken zu Kanonenkugeln verarbeiten ließ, hat Kaiser Wilhelm im ersten Krieg die Bevölkerung zur Solidarität aufgerufen und sie aufgefordert, ihr Edelmetall dem Wohle des Volkes zu opfern. Für den angelieferten Schmuck oder Tafelsilber erhielten die Spender eine Bescheinigung mit des Kaisers Konterfay und der Aufschrift eines fast historisch gewordenen Satzes: „Gold gab ich für Eisen!“

Die Familie lebte, wie damals fast alle Leute im Dorf, von der kleinen Landwirtschaft, bis kurz nach der Jahrhundertwende, als mit dem Bau der Bahnlinie von Montabaur nach Westerburg begonnen wurde. Das war wohl eine sehr seltene

Gelegenheit, vielleicht die erste überhaupt, die den armen Bauersleuten geboten wurde, um sich ein kleines Zubrot zu verdienen. Damals konnten die Bauern mit ihren Gespannen Steine aus den Steinbrüchen heranschaffen. Das wurde alles im Stücklohn gemacht. Das heißt, pro Fuhre gab es einen Wagenschein, der am Wochenende gegen Geld eingetauscht wurde. Es muß eine ganz schlimme Schinderei gewesen sein, denn die Steine mußten in den Steinbrüchen oft noch mit den Händen auf die Wagen geladen werden. Über unbefestigte Feldwege, über Stock und Stein quälten sich Mensch und Tier bis an den Bahndamm, von Montabaur bis Westerburg. Es fuhren immer zwei oder drei Gespanne gemeinsam los, damit sie sich gegenseitig aus dem Dreck herausziehen konnten. Dazu kam dann noch der Ärger mit dem Aufseher. Dieser Mensch hatte die Aufgabe, für die ordnungsgemäße Anfuhr des Schotter zu sorgen. Oft kam es vor, daß er für die angelieferte Fuhre einfach keinen Bon herausrückte, mit der Begründung, daß der Wagen nicht voll genug beladen sei. Da half auch keine Reklamation. Das wirkungsvollste Mittel war ein kleiner Stollen Butter, oder ein Dutzend Eier, das dem Aufsichtsbeamten zugeschoben wurde. Das wirkte keine Wunder nach Erzählungen meines Vaters, aber es ersparte einem so manchen alltäglichen Ärger. Ein Stollen war das handelsübliche Maß für Butter. Ein mit den Händen eiförmig geformter Klumpen Butter, der als „Butterweck“ auch als solcher auf dem Markte gehandelt wurde. Er hatte ein Gewicht von einem Pfund. In Verbindung mit der Erwähnung des Butterwecks fällt mir gerade ein, daß es wahr-

scheinlich so kleine Betrügereien schon immer gegeben hat, von denen ich hier berichten möchte. Daß die Bauern während des Krieges die angelieferte Milchmenge oft durch Zugabe von Wasser erhöhten, war ja allgemein bekannt, daß man aber früher schon in den Butterweck Hohlräume machte und diese, um das Gewicht zu erhöhen, mit Wasser füllte, war eine von diesen Geschichten.

Auch von alten Maßen und Gewichten, die sich um die Jahrhundertwende verändert haben, möchte ich hier noch einiges festhalten. Beispielsweise wurden auch Tuch oder andere Stoffe wie Spitzen, Stricke oder Pferdeleinen, von denen ja eine Menge im täglichen Leben gebraucht wurden, mit der Elle gemessen. Sie hatte die Länge eines Unterarmes und soll in den verschiedenen Gegenden von unterschiedlicher Länge gewesen sein. Ein Vierkantstab von einem halben Meter Länge, der zu Großmutter's Zeiten zum Messen benutzt wurde, ist auch heute noch im Textilhandel im Gebrauch. Auch der Handel mit Getreide wurde vor hundert Jahren nicht in Gewicht ausgedrückt, sondern mit Hilfe einer Mest. Vier oder fünf Mesten war ein Malter. Eine Mest war ein zylindrisches Gefäß von zehn bis fünfzehn Liter Fassungsvermögen. Der Boden war so angebracht, daß zwei unterschiedliche Maßeinheiten entstanden. Ein Drittel auf der unteren und zwei Drittel auf der oberen Seite. Genau kann ich das Fassungsvermögen und die Aufteilung des Behälters nicht mehr bestimmen, das ist schon zu lange her. Zu meiner Kinderzeit haben meine Eltern diesen Kübel noch benutzt, aber nur noch um das Getreide in Säcke zu füllen.

Ein Malter drückte nicht das Gewicht aus sondern die Menge. Bei schwerem Getreide, wie Roggen zum Beispiel, etwa achzig Kilogramm, bei Hafer und Gerste entsprechend weniger.

Mit den drei ältesten Söhnen, Josef, Bernhard und Mathias, meinem Vater, der damals fast noch ein Kind war, war Großvater vom Tagesgrauen bis in die Nacht mit seinen Gespannen unterwegs. Zuerst mit Ochsenkarren und bald auch mit Pferdegespannen. So hatte sich Großvater beim Bau der Eisenbahn für die damaligen Verhältnisse einen bescheidenen Wohlstand erworben. Vater war kein großer Erzähler, aber er erzählte uns von den Schwielen und Wunden an den Händen, von der schweren Arbeit beim Steine laden, wenn ich mich bei der Kartoffelernte über Rückenschmerzen oder dreckige Hände beklagte. Ich möchte in diesem Zusammenhang noch festhalten, daß damals kein Mensch bei der Arbeit Schutzhandschuhe trug, daß außer den Bahnarbeitern keiner der Fuhrleute einen Versicherungsschutz hatte, wie das heute selbstverständlich ist. Ehe man bei irgendeiner Krankheit einen Arzt zu Rate zog, dessen Honorar oft aus Butter, Eiern oder Schinken bestand, holte man eine Kräuterfrau, von denen damals fast in jedem Dorf eine zu finden war. Obwohl nach dem zweiten Weltkrieg der Fortschritt auch in ländlichen Gegenden Einzug gehalten hatte, waren diese Wunderheiler nicht ausgestorben. Ich kann mich noch gut daran erinnern, daß Onkel Johann mich einmal mit nach Schönberg zu einem blinden Korbmacher mitgenommen hat, der auch als Helfer für Kranke in der Gegend bekannt war. Nachdem die beiden eine Weile

miteinander geredet hatten, erhielt Onkel Johann zur Behandlung seiner Beschwerden von dem Mann eine kleine Pappdose und ein Heilkraut, schön verpackt in einer Papiertüte. Dieser Mann, den ich bei dieser Begegnung zum ersten mal zu Gesicht bekam, war nicht nur blind, sondern sein Gesicht war feuerrot und ganz entstellt. Seine Nase war ganz rot und etwa dreimal so dick wie die eines anderen Menschen. Seine Unterlippe war weit heruntergezogen und bedeckte den größten Teil des Unterkiefers. Er sah so ähnlich aus, wie man es zuweilen im Fernsehen bei afrikanischen Volksstämmen zu sehen bekommt. Der Anblick des Mannes flößte mir damals große Furcht ein, und es erfüllt mich auch heute noch ein Unbehagen, wenn ich daran zurückdenke.

Vor meiner Zeit

Das sind Geschichten und Erzählungen von früher. Aus der guten alten Zeit von meiner Großmutter, Onkel Johann (Bild 4), aber besonders von meiner Mutter, deren Geschichten und die Kunst, sie zu erzählen, mich immer fasziniert haben. An den langen Winterabenden, wenn sich zuweilen die Nachbarn bei einer Petroleumlaterne in unserer Küche versammelten, die Frauen mit ihren flinken Fingern nähten und strickten, gab es immer etwas zu erzählen. Dabei ging es oft um aktuelle Dinge, aber genau wie heute besinnen sich ältere Leute ihrer Vergangenheit. Mit dem ersten Weltkrieg hatte ein neues Zeitalter begonnen. War doch bis dahin ihre Welt begrenzt auf ihre engere Heimat, kam die neue Welt ihnen nun entgegen. Die ersten Zeitungen er-

schiene auch in ländlichen Gegenden. In unserer Gegend war es der *Nassauer Bote*, Anfangs ist er nur als Wochenausgabe erschienen. Im Dorfe gab es aber nur wenige Leute, die sich eine Zeitung leisten konnten. Bis zum Bau der Eisenbahn waren die wenigsten Menschen über die Grenzen ihrer engen Heimat hinausgekommen. Nachdem die Bahn fertiggestellt war, gab es dann eine Bahnverbindung von Westerbürg bis Koblenz. Das war ein großer Fortschritt, aber durch das zweimalige Umsteigen waren die dreißig Kilometer eine kleine Tagesreise. Daß Onkel Johann in Diedenhofen (Thionville, das liegt in Lothringen) Soldat werden mußte, war schon eine Weltreise. In den vier Jahren, in denen er dem Kaiser gedient hat, muß er nur einmal im Jahr auf Urlaub gewesen sein.

Ich war damals noch zu klein, um bei diesen Erzählungen Wahrheit und Dichtung voneinander zu unterscheiden. Ich will versuchen, von den alten Geschichten und Überlieferungen, die damals von Generation zu Generation weitererzählt wurden und deren ich mich erinnern kann, hier einige wiederzugeben. So hatten zum Beispiel meine Großeltern in Guckheim noch Frondienste für die Grafen von Weltersbürg leisten müssen. Das heißt, sie mußten unentgeltlich Spanndienste leisten bei der Ernte oder auch beim Wegebau, oder wenn es dem Grafen beliebte, ein neues Gebäude zu erstellen. Der Frondienst wurde in Preußen nach 1848 abgeschafft. Die Guckheimer und die anderen Dörfer, die im Bereich der Grafen von Weltersbürg und Molsberg lagen, wurden erst davon befreit, als Nassau 1864 preußisch wurde.

In dieser Zeit hatte wohl meine Urgroß-

mutter in ihrem Hause das Regiment geführt. Nach der Erzählung meiner Mutter hatten damals alle Leute Angst vor dem Einrücken der preußischen Soldaten. Die Kunde, daß die Soldaten plünderten und alles mitgehen ließen, was ihnen in die Hände fiel, war ihnen schon voraus geeilt. Also packten die Leute ihre Habe auf die Wagen und flüchteten in den Wald. Auch Urgroßvater belud seinen Wagen, band seine Kühe davor und versuchte zu retten, was zu retten war. Nur Urgroßmutter wollte ihr Heim verteidigen. Sie blieb im Hause, machte allerhand Durcheinander in Schränken und Schubladen und wollte eventuell eindringenden Soldaten erzählen, das andere Soldaten schon alles geplündert hätten. Von größeren Übergriffen der Soldaten wurde in den Erzählungen nichts berichtet. Es muß aber alles gesittet zugegangen sein, denn Herolde seien mit großen Blashörnern durch die Dörfer geritten und hätten die Bevölkerung aufgefordert, Ruhe zu bewahren. Nur in Montabaur hätten die Preußen das Schloß besetzt.

Onkel Johann hat auch mehrmals eine Geschichte erzählt, nach der jemand aus Protest die preußische Fahne mit Kuhmist beschmiert hatte, infolgedessen es einige Aufregungen gegeben habe. Da es nur ein junger Mann gewesen sein konnte, der an der Fahnenstange hochklettern konnte, wurden einige junge Burschen festgenommen und verhört. Schließlich ging man davon aus, daß der Übeltäter auch besagte Fekalien an Schuhen und Kleider haben dürfte und leicht zu ermitteln sei. Über das Untersuchungsergebnis war der Festungskommandant sehr enttäuscht, denn unter den inhaftierten Burschen befand sich

keiner, der keine mit Kuhmist verzierten Schuhe oder Hosen anhatte. Schließlich wollte man den Sünder mit Hilfe einer List in eine Falle locken. Der Kommandant versprach demjenigen einen Preußischen Taler (3 Goldmark), der die Fahne herunterholte, sauber machte und wieder aufhängte. Dazu verpfändete er sein Ehrenwort, daß demjenigen, der sich den Taler verdienen wolle, an Ort und Stelle nichts geschehe. Ein junger Bursche nahm das Angebot an. Vor den Augen der Soldaten und neugierigen Zuschauern holte er das Tuch von der Stange und hängte es, nachdem er es ins Wasser getaucht hatte, auch wieder auf. Er bekam den versprochenen Taler und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Als dann das Spektakel vorbei war und das Tuch trocken im Winde flatterte, war der preußische Adler überhaupt nicht mehr zu erkennen!

Der Preußische Taler war eine Goldmünze mit einem großen Goldanteil und sehr wertvoll. Er war offizielles Zahlungsmittel bis vor dem ersten Weltkrieg. Dieser goldene Taler wurde durch die Drei-Reichsmark-Silbermünze ersetzt, die den gleichen Zahlungswert haben sollte und im Volksmund auch als Taler bezeichnet wurde. Diese Münze wurde erst in meiner Kinderzeit aus dem Verkehr gezogen. Onkel Johann hat mir einmal seine Münzsammlung gezeigt, auf die er recht stolz war. In einer Tabakdose bewahrte er seinen Schatz auf. Es waren einige alte Münzen, die vor etwas über hundert Jahren noch im Umlauf gewesen waren. Es waren meistens Kupfermünzen. Außer ein paar Silbermünzen besaß er auch noch einen halben goldenen Rubel, den er aus Rußland mitgebracht hatte. Das wert-



Abbildung 4: Onkel Johann führt Vaters Rinder zur Feldarbeit. Um 1928.

volle Stück schenkte er mir und Agnes 1949 zur Hochzeit, damit wir uns zwei Eheringe anfertigen lassen konnten.

Die Grafen von Weltersburg waren eher ein ärmeres Geschlecht und haben zu Beginn dieses Jahrhunderts die Burg verlassen. Ein runder Turm ohne Fenster, in dem früher Menschen gefangen gehalten wurden, hat zu meiner Kinderzeit noch gestanden. Wenn man alten Erzählungen Glauben schenken kann, soll das im Mittelalter eine Raubritterburg gewesen sein. Dagegen sollen zur Grafschaft Molsberg und Sain-Wittgenstein 99 Höfe und Güter gehört haben. Bei 100 derartigen Besitzungen hätten die Grafen dem König oder Kaiser eine eigene Armee zur Verfügung stellen müssen, wenn der Herrscher Krieg spielen wollte, was früher ja oft der Fall war.

Die Frondienste wurden abgeschafft, aber das System mit den Fuhrdiensten wurde von den Gemeinden übernommen. Jeder Landwirt war verpflichtet, beim

Straßen- und Wegebau seinen Beitrag zu leisten und Pferd und Wagen ohne Vergütung zur Verfügung zu stellen. So ähnlich war es auch bei Waldarbeiten. Nur bekamen die Waldarbeiter Abfallholz als Deputat. Die Landbevölkerung führte damals doch ein sehr bescheidenes Dasein. Die Bauern brachten ihre Erzeugnisse, zum Beispiel Eier und Butter, auf den Markt nach Montabaur. Das kleine Städtchen mit seinen vielleicht tausend Einwohner war ein wichtiger Begegnungsort für eine ganze Region. Auch meine Mutter hat, wie sie uns erzählte, den Weg noch oft mit ihrem Vater machen müssen. Der Korb mit den Eiern wurde auf den Kopf gepackt und die achzehn Kilometer, über holprige Schotterstraßen, bis in die Stadt an einem Stück zurückgelegt. Wenn man bedenkt, daß sie schon zu Beginn des Marktes in Montabaur waren, kann man sich gut ausrechnen um welche Zeit sie von zu Hause aufgebrochen sind. Ein oder zwei von den mit Werk (Lein) gefüllten runden Kissen, die den Frauen als Polster für den Eierkorb auf dem Kopf dienten, hatten wir zu meiner Kinderzeit noch auf dem Speicher (Dachboden) liegen, sie diente uns Kindern als Spielzeug.

Der Handel kam erst nach dem ersten Weltkrieg in Bewegung. Der kleine Krämerladen in Guckheim existiert auch erst seit dieser Zeit. Bis dahin waren es fahrende Krämer, die mit einem Pferd und einem Planwagen über die Dörfer fuhren und die Leute mit dem Nötigsten versorgten. Zahlreiche Hausierer zogen mit ihrem Bauchladen über die Dörfer und boten ihren Kleinkram feil. Der Handel mit Kühen, Pferden und Schweinen wurde fast nur von Juden

betrieben. Sie haben ihr Geschäft verstanden. Da sie weit umherkamen, hatten sie auch noch eine wichtige Funktion als Mittler und Nachrichtenüberbringer. Erst als unter Hitler die Juden verjagt wurden, haben christlichen Viehhändler das Geschäft übernommen. Die Bauern mußten schon bald die Erfahrung machen, daß sie mit den neuen Händlern keinen guten Tausch gemacht hatten. In dieser Zeit bekam das Wort Christenjuden eine besondere Bedeutung.

Eine Bäckerei entstand auch erst in den zwanziger Jahren. Bis dahin backten die Leute ihr Brot selber. Zu diesem Zweck gab es in jedem Dorf ein Backhaus. In Guckheim gab es sogar zwei davon, denn damals bestand Guckheim noch aus zwei Ortsteilen, Guckheim und Wörsdorf. Gebacken wurde nur jede zweite Woche. Da das Aufheizen des Backofens viel Holz und Arbeit erforderte, mußte jedesmal ein anderer als erster mit dem Backen beginnen. Die weitere Reihenfolge wurde ausgelost. Der letzte mußte dann den Ofen und das Backhaus sauber machen. Das Backhaus hatte auch noch eine andere Funktion. Es diente den Handwerksburschen, die damals auf der Walz (Wanderschaft) waren, als Nachtlager. Es war früher üblich, daß jeder junge Handwerksbursche nach einigen Lehrjahren auf die Wanderschaft ging, sei es, um sein Wissen zu erweitern oder auch auf der Suche nach Arbeit. Im Zusammenhang mit dem Backhaus erinnere ich mich noch daran, daß man uns Kindern oft damit gedroht hat, daß, wenn wir nicht artig seien, wir ins Backhaus eingesperrt würden. Das besagt, daß früher auch Übeltäter ins Backhaus eingesperrt wurden, bis ein Gendarm

aus der Kreisstadt den Deliquenten abholte, was ja damals mit allerhand Schwierigkeiten verbunden war. Die Bestrafung von Übeltätern oblag bis ins späte Mittelalter den Landesherrn. Kleinere Vergehen wurden dadurch bestraft, daß die Übeltäter öffentlich an den Pranger (Schandpfahl) gestellt wurden. Eine öffentliche Entehrung war für einen Betroffenen eine sehr schwere Bestrafung gewesen. Die Drohung, daß jemand an den Pranger gestellt zu werden verdient, war noch im Volksmund ein oft zitierter Ausdruck, den ich als Kind noch oft gehört habe.

Ein Gemeindediener, der damals im Armenhaus wohnte, war dafür zuständig, alle anfallenden Botengänge für den Bürgermeister zu erledigen und hatte die Aufgabe, die Dorfbewohner über alles zu informieren, was wichtig oder was von Gemeindeinteresse war. Der Mann ging täglich zur Mittagszeit, wenn die Leute alle vom Feld zu Hause waren, mit einer Glocke durchs Dorf, blieb an bestimmten Stellen stehen, schwang sein Instrument einigemale, bis die Leute die Türen oder ein Fenster öffneten, und tat mit lauter Stimme kund, was der Bürgermeister ihm aufgeschrieben hatte. Er kündigte auch Hochzeiten oder Beerdigungen an. Diese Bekanntmachungen waren nicht nur informativ, sondern auch gleichzeitig ein Aufforderung für die Menschen, am Gemeindeleben teilzunehmen. Ich kann mich noch gut an ein Malheur erinnern, daß sich in meinen Kindertagen zugetragen hatte, als ein Bauer in der Nachbarschaft eine Kuh notschlachten mußte. Das war ein großes Unglück für die Leute, da viele ja nur zwei Kühe besaßen, um den Wagen und die Ackergeräte zu zie-

hen. Der Gemeindediener ging mit seiner Glocke im ganzen Dorf herum und forderte die Leute auf, daß sich jede Familie ein Stück Fleisch auf der Freibank holen könne (die Freibank war eine Schlachtbank, an der Fleisch aus Notschlachtungen angeboten wurde). Den Ausdruck und auch das Fleisch von der Freibank hat es auch hier im Saarland vor nicht allzulanger Zeit noch gegeben.

Außer dem Gemeindediener gab es auch noch einen Kuhhirten, der im Sommer die Kühe auf der Viehweide der Gemeinde hütete. Früh morgens zog er mit seiner Trompete durchs Dorf, sammelte die Tiere ein und brachte sie auf die Viehweide der Gemeinde, die fast einen Kilometer vor dem Dorfe lag. Gegen Mittag brachte er die Tiere auch wieder zurück. Am Nachmittag geschah dasselbe noch einmal. Nur am Sonntag hatten auch die Kühe ihren Ruhetag. Für diese Tätigkeit bekam er von den Bauersleuten Milch, Butter oder Schinken. Diese Art der Entlohnung hatte aber schon aufgehört in der Zeit, als ich zur Schule kam. Als die Bauern dem Hirten Geld zahlen mußten, gab es einige Diskussionen, an die ich mich noch ein wenig erinnern kann. Kaum jemand von der heutigen Generation kennt den wahren Grund, weshalb der kleine Platz vorne im Dorfe der Säuplatz (Schweineplatz) genannt wurde, der erst 1990 dem Straßenbau zum Opfer gefallen ist. Es ist anzunehmen, daß es früher auch einen Schweinehüter gegeben hat und daß der Platz als Sammelpunkt für die Schweine gedient hat. Der Name des Platzes ist geblieben, auch wenn es seit Menschengedenken der Kirmesplatz gewesen ist.

Daß Kinder lesen und schreiben lern-

ten, war vor hundert Jahren ein Privileg und nur wenigen Kindern vorbehalten und geschah in den meisten Fällen mit Hilfe der Kirche. Einige von den älteren Mitarbeitern meines Vaters auf der Tongrube hatten mit dem Lesen und Schreiben noch einige Schwierigkeiten. Als die erste Schule im Dorf fertiggestellt wurde, waren viele von den Arbeitern schon im Arbeitsprozeß und mußten ihren Lebensunterhalt erarbeiten. Auch meine Eltern wurden schon nach vier oder fünf Jahren Schulbesuch von der Schule genommen und mußten zu Hause mitarbeiten. Nach dem Bismarck die Schulpflicht eingeführt hatte, bauten unsere Vorväter zwischen den beiden Gemeinden Guckheim und Wörsdorf ein gemeinsames Schulhaus. Gleichzeitig mit dem Schulgebäude erbaute man am Ende des Schulhofes zwei Viehställe, damit der Schulmeister sich ein paar Ziegen und Schweine halten konnte. Jahre lang haben die Lehrer vom Wohlwollen der Dorfbewohner gezehrt. Er mußte von den Eltern der Schüler verköstigt werden. Ihre Besoldung was sehr gering, und sie waren auf ein Deputat angewiesen. Ob der Lehrer nun jeden Tag oder wochenweise das Haus wechselte, in dem er zu Gast beim Mittagessen war, kann ich nicht mehr genau sagen. Fest steht, daß sie abwechselnd von den Eltern der Kinder verköstigt werden mußten. Da damals fast in jedem Haus ein Schwein geschlachtet wurde, wurde dem Lehrer immer eine Wurst und ein Stück Fleisch zugedacht. Das Liedchen vom Dorfschulmeister, in dem es heißt: „Die größte Wurst ist ihm zu klein, dem armen Dorfschulmeisterlein“, ist schon sehr alt, denn meine Mutter hat es früher schon gesungen. Es hat

wohl auch seinen Ursprung in den damaligen Verhältnissen.

Inflation

Das war die Zeit, in der die politischen Folgen des verlorenen Krieges und die hohen Reparationsforderungen Frankreichs Deutschland an den Rand des sozialen Chaos brachten. Das war die Zeit, in der die Franzosen das Rheinland besetzten und dort eine Saat aussäten, in der die Unzufriedenheit der Menschen von rechtsradikalen Parteien ausgenutzt wurde. Daß es Hitler gelang, in wenigen Jahren das Volk zu mobilisieren, ist ja bekannt, nur die Ursache dieser Entwicklung wird totgeschwiegen. In dieser Zeit der Armut und der Arbeitslosigkeit wurde die kommunistische Partei zur Hoffnung für die Arbeiter. Die Aufstände in Berlin und im Ruhrgebiet waren die Folgen. Hitler schaffte es, mit großen Parolen ein ganzes Volk in die Irre zu führen, indem er den Menschen Arbeit und Brot versprach, den nationalen Stolz weckte und die Angst vor russischen Zuständen verbreitete. Das war eine sehr arme und unruhige Zeit, wie es die Leute immer erzählten, die das alles erlebt hatten. Die Folge des ersten Weltkrieges war eine galoppierende Geldentwertung. Das muß so schlimm gewesen sein in den Jahren 1922 und 1923, daß den Arbeitern ihr Lohn wöchentlich ausgezahlt wurde. Am selben Abend gingen dann die Frauen zum Bäcker und Krämer und machten die allernötigsten Besorgungen, denn am nächsten Tag mußte man damit rechnen, daß alles wieder teurer geworden war. Es war damals all-

gemein üblich, besonders in Arbeiterkreisen, daß die Leute die Waren beim Krämer nicht in bar bezahlten, sondern erst am Zahltag, das war der letzte Tag im Monat. Da der Krämer früher alles mit einer Kreide auf einer Schiefertafel notierte, ist im Volksmund der Ausdruck, bei jemand „in der Kreide stehen“ bis heute erhalten geblieben, insofern jemand seine Schulden nicht bezahlt. Die Probleme die durch diese Zahlungsweise in der Zeit der Inflation entstanden, verursachten viel Ärger unter den Menschen, von dem ich zehn Jahre später noch einiges mitbekommen habe. Bei anderen Vorfällen ging es um Erbaueinandersetzungen, deren Folgen Familien für ein ganzes Leben entzweiten. Die Erben der Elternhäuser mußten sich ihr Leben lang den Vorwurf gefallen lassen, daß sie das Haus für einen Apfel und ein Stück Brot bekommen hätten. An einem denkwürdigen Novembertag des Jahres 1923, hieß es plötzlich, wenn auch nicht unerwartet, eine Billion = eine Rentenmark. Ein Jahr später wurde die Rentenmark (Bild 5) durch die Reichsmark ersetzt. Immobilienbesitzer konnten sich die Hände reiben, die Banknoten aber waren nur noch zum Feueranzünden zu gebrauchen.

So lange die Welt besteht, sind sich die Menschen auf den Schlachtfeldern begegnet. Über die Folgen der Auseinandersetzungen ist uns wenig bekannt. Die Zeit hat viele Wunden geheilt, aber Narben sind immer zurückgeblieben. So ließ Vaters ältester Bruder Josef, nachdem man mir meinen Namen gab, sein Leben im ersten Weltkrieg und liegt in der von Blut getränkten Erde bei Sedan in Frankreich begraben. Den jüngsten Bruder Rudolf ereilte



Abbildung 5: Banknoten, die im November 1923 ungültig wurden.

das gleiche Schicksal im zweiten Krieg, er liegt in Ungarn begraben. Ebenso mußten drei Brüder von Agnes und ein Schwager im letzten Krieg ihr Leben lassen.

Der erste Krieg solchen Ausmaßes wie 1914-18 hat nicht nur Narben hinterlassen, sondern die Welt verändert auf eine Art und Weise, wie noch nie ein Krieg zuvor. Das Vertrauen, das trotz vieler Unzulänglichkeiten die Menschen verband, wurde auf einmal zerstört. Ein Handschlag war ein Wort, ein Vertrag eine Ehrensache, die jeder respektierte. Selbst für Richter war ein Handschlag wichtig zur Urteilsfin-

dung bei Streitigkeiten. Als ihr gewohntes Rechtsempfinden durch Papiere und Advokaten ersetzt wurde, wurde das gegenseitigen Vertrauen zerstört.

Die Überlieferungen aus dieser Zeit klingen für uns zuweilen etwas abenteuerlich. Zum Beispiel, daß die Leute, das Geld in Leinenbeutel gepackt, zum Einkaufen gingen und daß ein Laib Brot zehntausend Goldmark gekostet haben soll. Wenn man bedenkt, daß mein Großvater gerade fünf Jahre vorher für fünftausend Goldmark mein Elternhaus erworben hatte, daß dieses Haus im Herbst 1923 für eine Billion nicht zu haben war, dann kann man nur ahnen, wie es damals zugegangen sein mag. In diesen Jahren hatte Vater mit noch ein paar anderen Männern aus unserem Dorf in einer Braunkohlengrube bei Höhn-Öllingen Arbeit gefunden. Eine Busverbindung gab es nicht. Ein Fahrrad war ein Luxusgegenstand, den sich nicht jeder leisten konnte, ganz abgesehen davon, daß auf den Schotterstraßen die Reifen nur eine kurze Lebensdauer hatten. Also legten die Männer die fünfzehn bis sechzehn Kilometer weite Strecke über Stock und Stein querfeldein bis zu ihrer Arbeitsstelle bei Höhn zu Fuß zurück. Nach zehn Stunden Schwerstarbeit ging es dann abends auf dem gleichen Weg zurück zu ihren Familien, und das jeden Tag, außer an Sonntagen. Vater muß das mehrere Jahre gemacht haben, denn er durfte sich jedes Jahr eine Fuhre Braunkohlen abholen, das war Deputat für die Grubenarbeiter. Darüberhinaus bezog Mutter nach Vaters Tod eine Rente aus der Knappschaftskasse. Als kleiner Junge durfte ich mehrmals mit zur Grube fahren. Das war für mich

ein kleines Abenteuer, wenn die Kühe über die holprigen Straßen durch die Dunkelheit trotteten, und den von einer Sturmlaterne schwach beleuchteten Wagen hinter sich herzogen. Der von den Wagenräder unterbrochene Lichtschein, der sich am Straßenrand spiegelte, mutete gespenstig an. Die Stille der Nacht wurde nur vom Rattern der quitschenden Wagenräder unterbrochen. Irgendwann bin ich dann auf dem Wagen eingeschlafen und erwachte aus meinen Träumen, als das Gefährt nach fast vier Stunden Fahrt durch Nacht und Nebel an der Grube angekommen war.

Dorfleben

Alles, was ich hier von früher zu berichten weiß, habe ich auch nur aus Erzählungen. Da es schon so lange her ist, ist es nicht ausgeschlossen, daß mir dabei der eine oder andere Fehler unterläuft, es geht mir auch nicht ums Detail, sondern um die Darstellung der Zeit, wie das damals gewesen ist. Meine ersten Erinnerungen beginnen ja erst im dem Alter von drei oder vier Jahren. Daß ich die Mädchenkleider meiner drei Jahre älteren Schwester getragen habe ist ganz sicher, nur kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob das meine eigene Erinnerung ist, oder ob ich es auf einem Foto gesehen habe und mich dessen erinnere. Ein großer Wasserkübel, der bei uns im Hofe stand, in dem Mutter immer die Kartoffel wusch, war mein Lieblingsaufenthalt. Er konnte etwa sechzig Zentimeter hoch gewesen sein, denn ich konnte gerade mit den Händen hineinfassen und mit den Kartoffel spielen und mich dabei ordentlich naß

machen.

An den langen Winterabenden, wenn die Nachbarn bei Petroleumlampen und Talglicht in unserer Küche um den warmen Herd versammelt waren, durfte ich auf einem Schemel in einer Ecke sitzen und mäuschenstill den Erwachsenen zuhören. Oft hat mich Mutter auch zu den Nachbarn mitgenommen. Meine Schwester Maria mußte dann zu Hause auf die kleinen Brüder Walter und Willi aufpassen. Die gemeinsamen Abende waren das einzige Vergnügen, das die Menschen auf dem Dorfe hatten. Die Frauen strickten Strümpfe oder Wolljacken. Die Männer pellten Bohnen oder Erbsen aus den Schoten, die in einem großen Korbe auf dem Fußboden standen. Dabei rauchten sie in ihren Tonpfeifen ein Kraut, einen selbstgemachten Tabak, mit dem sie sich in die Gefahr begaben, selbst zu ersticken.

Die Zeit der Inflation und auch die Jahre danach waren eine schlimme Zeit. Es gab kaum etwas zu kaufen. Da das Geld wertlos geworden war, horteten die Geschäfte ihre Ware, denn ein Handel war unmöglich geworden. Arbeits- und Obdachlose zogen durch die Lande auf der Suche nach etwas Eßbarem und nahmen alles mit, was sie erwischen konnten. Es gab kaum einen Tag, an dem kein Bettler an die Tür klopfte und um einen Pfennig oder ein Stück Brot bat. Musikanten, zogen durch die Straßen mit abgetragenen Kleidern, zertretenen Schuhen, mit Geigen, Trompeten oder Ziehharmonika. Viele von diesen jungen Leuten waren Akademiker. Zigeuner zogen überall durchs Land, es war schon eine Landplage. Zu jedem kleinen Anwesen gehörte auch ein Hühnerstall, in dem die Landstrei-

cher ihre ersten Opfer suchten. Sogar Kartoffeln und Obst auf den Feldern waren eine begehrte Beute. Einen besonders üblen Ruf hatten damals die armen Glasbläser, die aus Wirges und der Umgebung über die Dörfer betteln gingen. Wenn auch in den späteren Jahren etwas abhanden gekommen war, hieß es immer: Das waren die Glasbläser oder auch die Zigeuner, die mit ihren Wagen an vielen, von Bäumen geschützten Stellen, ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Daß die Zigeuner immer wieder umherzogen, hatte einen besonderen Grund. Nach altem preußischen Gesetz durften sie nur eine ganz bestimmte Zeit auf einer Stelle oder in einer Gemeinde lagern. So zogen sie einfach aus einer Gemarkung in die andere. Erst unter Hitler wurden sie in größeren Gruppen an einigen Stadträndern zusammengezogen und zur Arbeit gezwungen oder auch eingesperrt, wenn sie den Anordnungen nicht Folge leisteten. Sehr viele verließen das Land und zogen auf der Balkan, von wo ihre Vorfahren einmal ausgewandert waren.

Die Dorfgemeinschaften, wie sie bis zum ersten Weltkrieg existierten, sind für uns moderne Menschen kaum vorstellbar. Das war eine seit altersher gewachsene, in ihrer Not auf sich angewiesene Gemeinschaft. Die gegenseitige Hilfe war eine Selbstverständlichkeit. Das Zusammenleben von zwei, zuweilen auch drei Generationen in einem Haushalt, oft unter schwierigsten Bedingungen, war in den ländlichen Gegenden selbstverständlich (Bild 6).

Die alten Menschen blieben im Kreise ihrer meist großen Familien und mußten gepflegt werden bis an ihr Ende. Das Span-



Abbildung 6: Meine Schwiegereltern mit ihren vierzehn Kindern, 1928.

nungsfeld zwischen den Generationen war auch damals sehr groß, aber die Familien waren zum Zusammenleben verdammt, es gab keine Alternative. Die Achtung vor den Alten war sehr groß. Kaum jemand von den Kindern hätte es gewagt, den Eltern zu widersprechen oder sie vor die Tür zu setzen.

Es gab vielerlei Gemeinsamkeiten in der Gemeinde. Zum Beispiel waren einige landwirtschaftliche Geräte für die kleinen Bauern zu teuer, um sie sich selbst zuzulegen. Also schaffte die Gemeinde die Geräte an und stellte sie den Bauern zur Verfügung. Da waren beispielsweise zwei Ackerwalzen, die Gemeindegut waren. Sie dienten zum Zerkleinern der Ackerschollen auf den Feldern. Unter anderem gab

es auch noch eine Obstkelter. Sie war ein sehr wichtiges Gerät und konnte auf Kufen bis an die einzelnen Häuser bewegt werden. Sie diente den Leuten zum Pressen von Obst, aber in der Hauptsache zum Entsaften der Zuckerrüben. Der Zuckerrübensaft wurde in einem großen Kessel so lange gekocht, oft einen ganzen Tag, bis das Wasser verdampft war. In Verbindung mit Birnen oder Zwetschen gab es einen guten Brotaufstrich. So weit ich mich erinnern kann, hat Mutter in jedem Herbst, wenn die Birnen auf dem großen Baum, der bei uns vor dem Hause stand, reif waren, gekeltert und Kraut (Marmelade) gekocht. Ein großer Waschkessel wurde mitten in den Hof gestellt und der Fruchtbrei wegen der Haltbarkeit stundenlang am Kochen gehalten. Damit die Masse nicht anbrannte, mußte sie den ganzen Tag fleißig umgerührt werden. Das Umrühren war die Arbeit der Kinder, in unserem Falle mußten meine Schwester Maria und ich uns diese ungeliebte, langweilige Arbeit teilen.

Die Zusammenkünfte der Nachbarn an den Winterabenden war eine Abwechslung in dem monotonen Dasein der Menschen. Man traf sich ein oder zweimal in der Woche, abwechselnd, jedesmal bei einem anderen Nachbarn. Zwei noch gut erhaltene Spinnräder auf unserem Dachboden waren Zeugen aus dieser Zeit. Mutter erzählte mir, daß sie mit Großmutter, als diese noch gesund war, außer Schafwolle auch Lein gesponnen hat. Damals haben die meisten Bauern noch Lein angebaut. Aus dem Samen wurde in einer Mühle vor Willmenrod das Öl gepresst. Es wurde zur Herstellung von Ölfarbe benötigt. Der ausgepresste Rückstand gab ein gutes Futtermittel.

Auch Leinmehl war ein wichtiger Bestandteil in jedem Haushalt. Es war ein gutes Heilmittel bei Erkrankungen von Kälbern und Schweinen. Aus dem Leinstroh wurden Fasern gewonnen, aus denen Stricke gedreht wurden. Ebenso wurde ein grobes, kräftiges Tuch aus diesen Fasern gewebt, aus dem die Strohmattentzen für die Betten genäht wurden. Das Leinstroh wurde auf dem Boden ausgebreitet und solange getrocknet, bis die etwas holzige Schale der Halme leicht zu brechen war. Wie erfindereich unsere Verfahren waren, beweisen die Geräte, die sie aus einfachem Holz herstellten, um das Leinstroh von den Fasern zu trennen, mit denen sie Tuch und Stricke in jeder Stärke herstellen konnten. Übrigens ist die Methode des Drehens von Seilen und Tauen schon uralte. Sie hat sich auch nicht geändert, lediglich wurde die Handarbeit von Maschinen übernommen. So ein Holzgestell zum Leinbrechen stand zu meiner Kinderzeit noch bei uns auf dem Stallboden.

Aus den gesponnenen Fasern wurde ein kräftiges Tuch gewebt und zum Teil zu matratzengroßen Strohsäcken zusammenge-
näht. Die Strohsäcke wurden den Betten angepaßt und dick mit Stroh gefüllt. Das Stroh wurde jedes Jahr ein oder zweimal erneuert. So haben wir, wie das seit Menschengedenken in den ländlichen Gegenden üblich war, noch alle auf diesen Strohsäcken geschlafen, nicht nur wir Kinder, sondern auch unsere Eltern (Bild 7). Mutter hat uns die Stohunterlage immer so gut zubereitet, daß wir uns alle darauf wohlgeföhlt haben. Seit ich nach meiner Schulzeit mein Elternhaus verließ, hat sich nichts daran geändert. Lediglich meine



Abbildung 7: Mit meinen Eltern und Geschwistern im Jahr 1932 oder 1933. (v.l.n.r.: Josef, Maria, Vater Matthias, Mutter Klara, Wilhelm, Walter)

Schwester Maria war die Glückliche, denn sie bekam nach ihrer Schulentlassung ein modernes Bett mit einer Kapokmatratze.

Ihre Geschichte ist auch ein Teil meiner Geschichte. Über vierzehn Jahre lang hatte ich das Glück, in einer vom Schicksal nicht verwöhnten, dennoch zufriedenen Familie zu leben. Später, nach vielen Jahren, wurde mir bewußt, welche Opfer unsere Eltern erbrachten, um uns vier Kinder zu erziehen. Als mitten im ersten Weltkrieg meine Eltern sich das Jawort gaben, hatte Vater nur ein paar Tage Urlaub bekommen und mußte noch in der selben Woche wieder zurück an die Front. Es gab keine Feier, sondern ein Aufräumen in dem alten Haus, das Großvater aus Elbingen für fünftausend Goldmark gekauft hatte, damit Vater und Mutter eine Bleibe hatten. Das Haus hatte noch keinen richtigen Schornstein, sondern eine groß Esse. Diese reichte hoch bis unter das Dach und hatte

nur am oberen Ende einen Rauchfang. Dieser diente auch gleichzeitig zum Räuchern von Schinken und Wurst bei Hausschlachtungen, wie das früher üblich war. Die einzelnen Fleischstücke wurden erst gepökelt und dann in den Rauchfang gehängt. Der Fußboden in der Küche war ausgelegt mit großen Basaltsteinplatten, die erst nach dem zweiten Krieg durch Fliesen ersetzt wurden. Alle Wände waren aus Eichenholz und mit Kreuz- und Querstützen zusammengefügt und verzapft. In den Zwischenräumen waren Holzspeichen gitterartig eingeklemmt und mit einer mit Stroh und Lehm vermischten und gekneteten Masse ausgefüllt. Das einzige, was das ganze Gefüge zusammengehalten hat, waren die über zweihundert Jahre alten Eichenholzbalken, die alle kreuz und quer durch fingerdicke Eichendübel miteinander verzapft waren. Der Giebel an der Nordseite steht, in dem ich dies schreibe, auch heute noch so wie damals. Ebenso die alte Scheune, deren Gebälk so hart geworden ist, das man keinen normalen Nagel hineinschlagen kann. Nur das Strohdach und der Giebel mußten nach einem Unwetter kurz vor 1930 erneuert werden.

Die Tenne in der Scheune, das ist die Scheuneneinfahrt, auf der früher das Korn mit dem Dreschflegel ausgedroschen wurde, wurde aus einer mit Lehm und Stroh zusammengestampften Masse festgetreten und ist wahrscheinlich so alt wie die Scheune selbst. Als kleiner Junge habe ich in der Nachbarschaft, bei Wiedersteins, bei denen die Scheune abgebrannt war, zuschauen können, als die Tenne neu gestampft wurde. Der Lehm und das Stroh wurden erst gemischt und dann in der Tenne gleich-

mäßig verteilt. Nachdem man es gut naß gemacht hatte, wurden zwei Kühe den ganzen Tag auf dieser vielleicht dreißig bis vierzig Zentimeter tiefen Lehmmasse herumgeführt, bis diese zu einem dicken Brei zerstampft war. Ein oder zwei Tage später, nachdem sich das Wasser verzogen hatte, wurde die Oberfläsche mit Hilfe eines dicken Holzbrettes und einem Holzschlegel (ein etwa 30 cm langes und 20 cm dickes Stück Eichenholz mit einem meterlangen Stiel) eingeebnet und ganz fest geklopft. Der Schlegel diente in der Hauptsache den Holzfällern beim Spalten der gefällten Bäume.

Das Dreschen mit dem Flegel gehörte in den kleinen Gehöften bis in die dreißiger Jahre zum winterlichen Alltag. Beim Gang durchs Dorf an den Wintertagen war das Geklapper der Dreschflegel auf der harten Scheunentenne schon von weitem zu hören. Das Tempo der Schläge wurde von der Zahl der Drescher bestimmt. Bei drei Dreschern klang das ganz gut. Sobald vier Leute ihre Flegel schwangen, klang es, als sei eine Maschine am Werk. Mit meinen kaum acht Jahren war ich richtig stolz, als mir Onkel Johann einen leichten Dreschflegel in die Hand drückte und mich in die Reihe stellte. Es hat eine Weile gedauert, bis ich beim Schwingen des Flegels die Großen nicht mehr aus dem Takt brachte.

Nachdem 1931 Großmutter und Onkel Johann ausgezogen waren, habe ich so manchesmal mit Mutter allein in der Scheune gestanden und kleinere Mengen Roggen gedroschen, der als Saatgut oder Hühnerfutter benötigt wurde. Vor allen Dingen war das Roggenstroh das beste und billigste Hilfsmittel zum Bündeln der Gar-

ben bei der Ernte von Hafer, Gerste, Rüben und auch Rübenblättern. Mit einer Hand voll Stroh wurde ein Winsel gedreht, mit dem man die Garben besser, fester und schneller zusammenschnüren konnte als mit einem anderen Faden. Das Drehen der Winsel hat man mir schon beigebracht, ehe ich lesen und schreiben lernte. Wenn die Großen beim Kornschneiden waren, mußte ich oft und auch schnell die Winsel (eine Handvoll zusammengedreht) drehen und bereit legen, damit die Frauen das geschnittene Korn ablegen konnten. Auch zum Reparieren des Strohdaches war das handgedroschene Stroh unentbehrlich.

Mit zwei Holländern, die es nach dem ersten Weltkrieg auf dem Westerwald verschlagen hatte, war auch hier der Fortschritt eingezogen. Mit einer Dreschmaschine, die von einer Dampfmaschine getrieben wurde, hatte der Dreschflegel bis auf wenige Ausnahmen ausgedient. Mit der Maschine war auch eine gewisse Hektik in die bis dahin schlafende Dörfer eingekehrt. Beim Rücken des Ungetüms von Dreschmaschine von einer Scheune in die nächste reichte oft die Muskelkraft der anwesenden Männer nicht aus, um den Kasten in die richtige Position zu bringen. Oft war ich als neugieriger Zuschauer, Zeuge von Zornausbrüchen, wenn der Hannes auf Holländisch schimpfte und fluchte und wenn die Antriebsmaschine ihren Dienst verweigerte. Zuweilen auch der lange Antriebsriemen riß oder von der Riemenscheibe flog. Das geschah sehr oft, wenn zum Beispiel das Getreide noch nicht trocken genug war, oder zu viel auf einmal in die Maschine gelangte. Ich erinnere mich noch an eine alte verrostete Dampfmaschine, die vor dem

Anwesen der Holländer auf einer Wiese stand. Diese Dampfmaschine habe ich aber nie in Betrieb gesehen. Diese beiden Holländer waren mit ihren Maschinen Vorboten einer neuen Zeit. Einer Zeit, in der Maschinen auf den Dörfern Einzug hielten. Im Frühjahr fuhren sie mit ihrem Bulldog und einer Kreissäge von Ort zu Ort und schnitten den Leuten das Brennholz, das bis dahin alle mit der Hand so klein geschnitten werden mußte, daß es in den Herd oder Ofen passte.

Nachdem Onkel Johann ausgezogen war und meine Eltern viel weniger Getreide hatten, wurde das Aufstellen der Dreschmaschine in unserer Scheune zu teuer. Abgesehen von den direkten Kosten war das Dreschen in der Scheune eine aufwendige Angelegenheit. Die zwölf bis vierzehn Leute, es waren nur Nachbarn oder Verwandte, die da mithalfen, mußten auch verköstigt werden. Übrigens erzeugte die Maschine bei ihrer Arbeit in der Scheune eine riesige Menge Staub. Mit in Tücher gehüllten Gesichtern verrichteten die Männer eine Arbeit, die heute keinem Strafgefangenen zugemutet würde. Man schrieb das Jahr 1931, als in Willmenrod eine Dreschhalle in Betrieb genommen wurde, die es den kleinen Landwirten ermöglichte, ihr Getreide direkt vom Felde dorthin zu bringen und dreschen zu lassen.

Zurück in mein Elternhaus, dessen Reparaturen und Instandhaltung meinen Eltern eine schwere Bürde geworden war. Ihre Mühe und Opfer haben nicht ausgereicht, um das Anwesen, das für sie ein Ort der Hoffnung sein sollte, richtig zu sanieren. Meine Schwester Maria, die unsere Eltern bis zu deren Tod gepflegt hat,

hat ein undankbares Erbe übernommen. Sie hat große Opfer gebracht, um das Haus bewohnbar zu erhalten. Das genaue Alter des Hauses war nicht mehr feststellbar, da alle Akten und Register, die damals in der Hauptsache von der Kirche geführt wurden, um das Jahr 1800 verloren gegangen sind, insofern überhaupt damals etwas aufgeschrieben wurde. Denn von vor dieser Zeit gibt es keine Aufzeichnungen mehr, aus denen man das Alter des Anwesens entnehmen könnte. Den Überlieferungen zu Folge soll das Haus einmal eine Schule, aber auch ein Gasthaus beherbergt haben. In der Wohnstube, an der Decke, ist bis in unsere Tage ein großes Holzkreuz, das in der Decke eingearbeitet ist, erhalten geblieben und auch heute noch sichtbar.

Eine grobe, von Hand gezimmerte, Wendeltreppe mit ganz ausgetretenen Eichenbohlen, führte zu den Schlafräumen, deren Boden durch das Austrocknen des Holzes nach den vielen Jahren so schräg geworden war, daß alle Schränke und Betten mit dicken Holzkeilen unterlegt werden mußten, damit sie einigermaßen gerade standen. Auf dem schrägen Fußboden im Schlafzimmer der Eltern passierte mir eines Tages ein kleines Malheur, an das ich mich noch gut erinnere. Eine alte, aus stabilen Brettern gezimmerte Wiege, in der schon seit einigen Generationen die kleinen Kinder zum Schlafen gebracht wurden, machte, nach meinen eifrigen Bemühungen, meinen fünf Jahre jüngeren Bruder Willi zum Einschlafen zu bewegen, einen Salto, überschlug sich, und der kleine Kerl landete mit lautem Geschrei unter dem nebenan stehenden Bett meiner Eltern. Auch die Balken der Decken in den Schlafstu-

ben hingen unter der Last des Lehmestrichs, mit der die Zwischenräume ausgefüllt waren, so tief nach unten durch, daß wir Kinder immer fürchteten, daß die Decke auf uns herunterstürzen würde. Unser Badezimmer, das war die Küche. An Samstagen brachte Mutter den Waschkübel, in dem sie auch die Wäsche einweichte, in die Küche und steckte uns Kinder, einen nach dem anderen, hinein.

Alles im Haushalt und Viehstall benötigte Wasser mußte mit Bleheimern am Dorfbrunnen geholt werden. Mit Hilfe eines Wasserjoches, das auf den Schultern getragen wurde und an dem auf jeder Seite ein Eimer an einer Kette hing, ging das ganz gut. Meine Schwester Maria hat noch manchen Gang zum Brunnen machen müssen. Als um das Jahr 1928 die Wasserleitung bis in die Häuser verlegt wurde, war ich erst sechs Jahre alt und hatte kaum Kraft genug, die leeren Eimer zu tragen. Dennoch kann ich mich gut an die tiefen Gräben und die Erdwälle erinnern, die bei der Verlegung der Rohre längere Zeit unser schönster Spielplatz gewesen waren.

Unsere Toilette, oder auch scherzhaft Donnerbalken genannt, war ein kleines Häuschen und stand unten im Hof. Eine klapperige Bretttertür mit einem eingeschnittenen Herzchen ersetzte allenthalben ein besonderes Hinweisschild. Für eine gute Entlüftung war auch gesorgt. Die Tür war kleiner als der Türrahmen und diente lediglich als Sichtschutz. An kalten Wintertagen war es kein einladender Ort, um lange dort zu verweilen. In diesem Zusammenhang möchte ich etwas hinzufügen, was nicht hierhin gehört, mir dennoch interessant genug erscheint, hier erwähnt zu wer-

den.

Als ich im Sommer 1945 als Gefangener die erste Begegnung mit der französischen Kultur hatte, begegnete ich auch hier einem Donnerbalken, aber ohne Umrandung und ohne Bretter, die bei der Verrichtung dieses Geschäftes gegen Wind und Wetter geschützt hätten. An einigen Gehöften im Umfeld des Weinbauern, bei dem ich untergebracht war, gab es mangels einer Jauche- oder Klärgrube nicht einmal einen Donnerbalken. Für die Entsorgung der Fäkalien sorgten Hühner, Enten und Gänse vortrefflich. Vielleicht auch bei uns eine Alternative für unsere Entsorgungsprobleme oder einer wirtschaftlichen Wiederverwertung. Der Gedanke der Wiederverwertung ist ja nicht neu, das kennen wir ja noch aus dem ewigen Reich. Wenn ich nicht irre, war es in der Nähe von Stettin, wo wir in einer Notunterkunft auf unsere Einschiffung nach Norwegen warteten. Ein Spruch an einer Wiederverwertungstoilette (ein Faß in einem Erdloch, das oft geleert werden mußte), der in diese Kriegszeit und zu den Parolen der Partei paßte, nach denen alles gesammelt werden sollte um den Krieg siegreich zu beenden, möchte ich hier zitieren: *Hier wird gesammelt von Mann und Frau, die Nahrung für den Ackerbau... , drum drängt und drückt mit aller Kraft, und hilft der notleidenden Landwirtschaft!* Die dritte und vierte Zeile muß ich wohl doch vergessen haben.

Seit meiner Kinderzeit sind nun schon über sechs Jahrzehnte vergangen. Das alte Haus meiner Eltern steht immer noch. Die durchgebogenen Balken der Decke in den Schlafzimmern haben sich, wie ich bei einem meiner Besuche feststellen konnte, noch et-

was gesenkt, aber sie sind nicht heruntergestürzt. Die ganz schrägen Dielen des Fußbodens in den Zimmern sind genau noch so wie früher. Auch das Fundament des Hauses, das mit Bruchsteinen gemauert wurde und teilweise über einen halben Meter dick ist, zeigt trotz seines hohen Alters und seiner altertümlichen Bauweise kaum Verfallserscheinungen. Die Zwischenräume sind mit einem Mörtel aus Kalk und Sand ausgefüllt. Im Keller ist ein Brunnen, dessen Quelle nie versiegte und in früheren Zeiten zur Selbstversorgung gedient hatte. Im vergangenen Jahrhundert stellte die Gemeinde einen aus Eisenguß gefertigten Brunnen auf, etwa fünfzig Meter vor meinem Elternhause. Er versorgte den ganzen Ortsteil mit Trinkwasser, vor allen Dingen war er als Tiertränke gedacht und auch angelegt. Der schöne Brunnen ist nach dem Krieg dem Fortschritt zum Opfer gefallen. Der alte Brunnen in meinem Elternhaus ist wohl in Vergessenheit geraten, aber er ist immer noch vorhanden.

Die Winter müssen früher doch viel kälter gewesen sein, denn ich erinnere mich noch gut daran, daß Vater draußen an den Kellerwänden Stallmist stapelte, damit die Rüben und Kartoffel im Keller nicht erfroren. Außer der Küche wurde kein Raum beheizt. Die Fensterscheiben in unserem Schlafzimmer waren morgens mit einer Eisschicht überzogen. Von dem Stohdach hingen oft armdicke, bis zu zwei Meter lange Eiszapfen herunter. Die Straßen waren vereist. Zur Freude von uns Kindern hatten sich an vielen Orten der unebenen Dorfstraße Pfützen gebildet, die uns bei der Kälte als Rutschbahnen dienten. Auf dem Eis zu rutschen ging ja damals be-

sonders gut, denn außer dem Pastor oder dem Schullehrer gab es auf den Dörfern kaum jemanden, der an den Werktagen keine genagelten Schuhe trug. Das heißt, daß die Schuhsohlen mit dicken Nägel, die Absätze mit Eisen beschlagen waren. Nur zum Kirchgang an Sonntagen ging man auf leisen Sohlen. Dieses genagelte Schuhwerk war bei den Schotterstraßen sehr zweckmäßig, in der Schule dagegen Ursache manchen Ärgernisses. Unser Klassenzimmer lag über der Dienstwohnung unseres Lehrers. Daß die Kinder, besonders die Jungs, ihre Freude daran hatten, unseren ungeliebten Schulmeister zu ärgern, indem sie laut polternd die Holzterrasse hochtrampelten, daß die Schule dröhnte, versteht sich von selbst. Mit seinem dünnen Rohrstock hat mancher Schüler Bekanntschaft gemacht, der das Pech hatte, vom Lehrer erwischt zu werden, wenn er anstatt auf den Zehenspitzen, wie es befohlen wurde, mit vollem Tempo über die Treppe oder den Flur polterte. Die Art, wie dieser Lehrer Scheid mit seinem dünnen Rohrstock auf unsere Fingerspitzen geschlagen hat, gehört zu meinen unangenehmsten Erinnerungen an meine Schulzeit.

Das moderne Zeitalter der Technik hat praktisch angefangen, als die Folgen der Inflation überwunden waren, so ähnlich wie nach der Währungsreform 1948. Es begann, als auch auf den Dörfern mit der Vernetzung der Häuser mit elektrischem Strom begonnen wurde. Da muß ich drei oder vier Jahre alt gewesen sein. Im Hause wurden wohl aus Kostengründen nur die Wohnräume angeschlossen, aber nur mit einem Schalter und einer Lampe. Da niemand ein Elektrogerät besaß, wurden auch

keine Steckdosen angebracht. Das geschah erst einige Jahre später. Das erste elektrische Bügeleisen kam erst ins Haus, als ich mein Elternhaus schon verlassen hatte, nach 1936. Bis dahin wurde mit etwa drei Zentimeter dicken, Bügeleisen ähnlich geformten, gegossenen Eisenblocks gebügelt, die auf dem Küchenherd auf die nötige Temperatur gebracht wurden. Außer diesen Eisen gab es auch noch ein Kohlebügeleisen, in dessen Innerem eine zwanzig Zentimeter lange, im Feuer zum Glühen gebrachte Brikettkohle hineinpaßte.

Zur Verrichtung der täglichen Arbeiten in Stall und Scheune war eine Sturmlaterne die einzige Lichtquelle, bis Anfang der dreißiger Jahre, als in allen Räumen Lichtleitungen gelegt wurden. Bis dahin mußte ich so manchenmal vor meiner Mutter hergehen und die Laterne tragen, wenn sie mit den schweren Wassereimern beladen, auf dem Weg in den Stall war, um die Kühe zu tränken oder die Schweine zu füttern.

Es ist erstaunlich, daß das etwa vierzig Zentimeter dicke Strohdach so viele Jahre überlebte. Als kleiner Junge habe ich noch zugesehen, wenn der Dachdecker die von den Spatzen gemachten Löcher reparierte. Er benutzte dazu von Hand gedroschenes Roggenstroh, bei dem die Halme nicht zerquetscht sein durften. Das Stroh wurde zu kleinen Bündeln geschnürt und mit dem einen Ende in einen steifen Lehmbrei getunkt. Dieses beschmierte Ende wurde dann mit Hilfe einer großen Kelle zwischen das Stroh auf dem Dach geschoben. Auf diese Art wurden schon zu meiner Zeit keine neuen Dächer mehr gemacht. Schiefer und Tonziegel hatten überall Einzug gehalten. Die Strohdächer, mit denen man

auf den Halligen die Häuser wegen ihrer Sturmfestigkeit auch heute noch abdeckt, sehen so aus wie die der Westerwälder Bauernhäuser, sind aber anders gebaut und nicht aus Stroh, sondern aus dem in Küstennähe reichlich vorhandenen Riedgras.

Fachwerkhäuser wie das meiner Eltern stehen, nur noch ganz wenige im Dorf. Alle diese Häuser wurden lange vor 1800 erbaut. Das Brennen von Lehm und Ton war schon seit Menschengedenken bekannt. Schon lange bevor große Ziegeleien aufgebaut wurden, brannten die Leute selbst ihre Ziegel gemeinsam, genau wie sie früher vieles gemeinsam machten, was heute nicht mehr denkbar ist. Besonders zum Ziegelsteine brennen benötigt man außer Wasser, Lehm und Holzkohle nur ein klein wenig Erfahrung, wie so ein Ofen zusammengesetzt wurde, so daß die Hitze im Meiler gleichmäßig verteilt wurde. In der großen Arbeitslosenzeit gegen Ende der zwanziger Jahre brannten fünf Kinder der Familie Kaiser aus der Nachbarschaft Ziegelsteine, so wie es im vergangenen Jahrhundert gemacht wurde, und bauten für eine ihrer Schwestern ein Haus. Da die Aktion unweit meines Elternhauses stattfand, wurde ich Zeuge eines mutigen und mühevollen Unternehmens, und es hat meines Wissens seither niemand in der Gegend mehr gemacht. Der ganze Lehm, der beim Ausschachten der Kellergrube ausgegraben wurde, wurde schubkarrenweise unter Zuführung von Wasser aus der Gießkanne mit den Füßen zu einem dickflüssigen Brei gestampft, in Formen gedrückt und reihenweise zum Trocknen auf dem Acker ausgelegt. Sobald die Steine trocken genug waren, wurde damit ein Meiler gebaut mit

Hohlräumen, deren unterer Teil mit Holzkohle gefüllt wurde. Damit keine Luft zuströmen konnte und die Kohlen glühten, aber nicht brannten, wurden alle vier Seiten des Meilers mit Lehm verschmiert. Tagelang ist diesem Brennofen Rauch entstiegen, aber noch länger hat es gedauert, bis die Steine soweit ausgekühlt waren, daß man sie mit den Händen anfassen konnte.

Industrie

Mit der fabrikmäßigen Nutzung von Zement und der Herstellung von Baumaterial hatte ein neues Zeitalter zum Bau von Häusern begonnen. Mit Zement, Sand und Kalk stellte man Sandsteine her, das war in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Die Konstruktion der Fachwerkhäuser war sehr aufwendig gewesen und zu teuer geworden, als die Häuser im Lohnverfahren erbaut wurden. Es ist anzunehmen, daß bis dahin, besonders in ländlichen Gegenden, die Häuser in gegenseitiger Nachbarschaftshilfe erbaut wurden. Die groben, ungleichmäßigen Decken und Wände deuten darauf hin, daß sie nicht unbedingt von Fachleuten errichtet wurden. Das Zusammenleben in den kleinen Dörfern war wie eine Notgemeinschaft, Hilfe auf Gegenseitigkeit war wie ein ungeschriebenes Gesetz und wurde von allen respektiert. Dazu gehörte auch das Einbringen der Ernte. Ein Beispiel dafür ist die Heuernte, ein Brauch, der zu meiner Kinderzeit immer noch gehandhabt wurde. Wenn ich nicht irre, war es der Antoniustag, an dem mit der Heuernte begonnen wurde, das war der dreizehnte Juni. Vorher war es niemandem er-

laubt, mit dem Mähen zu beginnen. Als ich meine Mutter einmal darauf ansprach, meinte sie nur, daß es immer schon so gewesen sei und sich alle daran hielten. Diese Regelung hatte aber einen praktischen Grund. Das große Wiesengelände war in viele Parzellen eingeteilt. Da es keine Wege zu den einzelnen Parzellen gab, mußten die Bauern oft über die Grundstücke der Nachbarn fahren, um ihre Wiese abzuernsten. In der Zeit, als noch alles mit der Sense gemäht wurde, war es sehr wichtig, daß das Gras nicht mit dem Wagen niedergefahren wurde. Die ersten von Pferden gezogenen Mähmaschinen hielten erst Einzug nach der Inflation.

Die Auswirkungen der französischen Revolution von 1789 waren der Beginn eines neuen Zeitalters. Es hat noch über hundert Jahre gedauert, bis die Menschen die Folgen der Leibeigenschaft überwunden hatten. Als zu Bismarcks Zeit Sozialgesetze geschaffen wurden, mit denen die Abhängigkeit der Landbevölkerung von den Lehensherren zu Gunsten von Arbeitnehmern geregelt werden sollte, hat es manchen Ärger gegeben. Die meisten Menschen arbeiteten damals in Kleinbetrieben oder in der Landwirtschaft. Die Knechte und Mägde wurden immer am Martinstag, das war der elfte November, für ein Jahr gedungen. Sie erhielten ein Handgeld von einer Goldmark, und arbeiteten oft nur für das Essen und die Unterkunft. Wer innerhalb des Jahres aus irgend einem Grund seinen Herrn (Arbeitgeber) verließ, hatte keine Aussicht, in der näheren Umgebung eine neue Arbeit zu finden. Die Tagelöhner wurden nur nach Bedarf beschäftigt. Der Arbeitstag eines Tagelöhners begann mit

dem Sonnenaufgang und endete bei Sonnenuntergang. Wenn die Sonne am höchsten stand, das heißt wenn ein Baum keinen oder eine Gabel, die man gerade in die Erde steckte, kaum noch Schatten warf, dann war Mittagspause. Später war es die Kirchturmuhren, nach der sich alle richteten.

Bis zu Beginn dieses Jahrhunderts trug kaum jemand eine Uhr mit sich herum. Bei den besser gestellten Leuten gehörte eine Taschenuhr an einer großen Kette zum Sonntagsanzug. Im Zusammenhang mit der Kirchturmuhren und den Kirchturmglocken erinnere ich mich auch noch an das Angelusläuten. Die Uhren an der meisten Kirchtürmen datieren auch erst aus jüngerer Zeit. Vielerorts waren an der Sonnenseite der Kirchtürme Sonnenuhren angebracht, an denen man aber nur die Stunden aus nächster Nähe ablesen konnte. Sobald die Kirchturmuhren am Vormittag die elfte Stunde schlug, begannen die Glocken das Angelusläuten. Mutter erzählte mir, daß zu Zeiten ihres Vaters beim Angelusläuten die Arbeit niedergelegt und der „Engel des Herrn“ gebetet wurde. Auch in der Schule wurde der Unterricht unterbrochen, um das Gebet zu sprechen. Erst nach Hitlers Machtergreifung wurde dieser Brauch eingestellt. Auch den Geistlichen wurde das Abhalten von Religionsunterricht in der Schule untersagt. Der elfte November, der Martinstag, das war der Lehenstag. Dieser Tag hatte auch im Jahre 1958, als ich mit meiner Familie Frankreich verließ, in ländlichen Bezirken noch die gleiche Bedeutung. Es war ein Stichtag, an dem, genau wie im Westerwald, alle Lehen oder Pachtgelder fällig waren. Für das Kannenbeckerland, so nannte man früher den un-

teren Teil des Westerwaldes, sowie einen großen Teil des Oberwesterwaldes, war das sicher der wichtigste Markttag des Jahres in Montabaur. Das muß ein Festtag gewesen sein. Hier boten Gaukler und Akrobaten den Marktbesuchern ihre Künste feil. So weit die Überlieferungen zurückgehen, sind unsere Vorfahren immer nach Montabaur zum Markte gegangen. An diesem Tag wurde nicht nur um den Wert von Kühen und Schweinen gefeilt und gehandelt, sondern auch zum Lehen ausgerufen. Die Bauern suchten sich hier ihr Gesinde (Knechte und Mägde) für das nächste Jahr aus und verpflichteten es per Handgeld und Handschlag bis zum nächsten Martinstag bei ihnen zu arbeiten.

Auch die Steinklopfer, die beim Straßenbau die Steine auf die gewünschte Größe zurechtklopften, waren durch den Einsatz schwerer Steinbrechmaschinen in den Steinbrüchen überflüssig und arbeitslos geworden. In meiner Kinderzeit waren es nur noch ganz wenige, denen ich beim Bau unserer Dorfstraße bei ihrer mühevollen Arbeit zugesehen habe. Diese Männer saßen nur mit einem alten Sack im Rücken als Regenschutz, und zerklopften von früh bis spät die harten Basaltsteine. Als oberhalb unseres Dorfes die Straße gebaut wurde, in den Jahren 1927 oder 1928, habe ich oft dem alten Hoffmann, der unser Nachbar war, zugeschaut, wie er mit einem kleinen, an einem federnden Haselnußstab befestigten Hammer die Steine zerkleinerte. An dem vier- oder fünfhundert Meter langen Stück bauten die Arbeiter mehrere Monate. Der Remel, so nannten die Guckheimer ihren Steinbruch, war zu meiner Schulzeit noch in Betrieb. Bei

Sprengungen flogen zuweilen einzelne kleinere Steine bis ins Dorf. Vor jeder Sprengung wurde in ein Horn geblasen, um die Leute zu warnen, denn manche Fensterscheibe an der dem Steinbruch zugewandten Seite der Häuser hat dem Luftdruck bei den Sprengungen nicht standgehalten. Ich kann mich noch erinnern, daß der Lehrer vor der Sprengung zwei nach dem Steinbruch zugewandten Fenster öffnen ließ. Der Steinbruch wurde zu meiner Schulzeit 1933 oder 34 stillgelegt, die Maschinen abmontiert und weggebracht. Geblieben war eine Betonruine, eine große Abraumhalde, und vor allen Dingen ein schöner Tummelplatz für junge Leute, um Räuber und Gendarm zu spielen. Sogar Erwachsene haben nach dem Krieg eine Freilichtbühne errichtet und Theater gespielt. Mit dem Erlös aus diesen Veranstaltungen wurde am roten Berg eine neue Kapelle errichtet. Das war aber in der Zeit nach dem Krieg, als ich mit meiner Familie in Frankreich wohnte.

Zum Graben des Tones gab es damals noch keine Maschine. Die Förderfirma hatte es einmal mit so einem Gerät versucht, aber bald wieder aufgegeben. Viele Jahre hat man den Ton mit Loren den Berg hochgezogen an die Weltersburger Straße und von dort per Lastwagen nach Willmenrod an die Bahn gebracht. Gegen Ende der zwanziger Jahre wurde die Drahtseilbahn bis zum Bahnhof Seinscheid erbaut. Erst nach dem Krieg wurde der Ton direkt aus der Grube geholt und mit schweren Lastwagen abtransportiert. Einer dieser Lastwagen wurde meinem oft erwähnten Onkel Johann zum Verhängnis. Als er mit seinem Gespann auf der Straße am Berghaus von einem solchen Tontransporter überholt

wurde, geriet er unter die Räder und wurde zerquetscht.

Im Zusammenhang mit dem Berghaus möchte ich noch festhalten, daß sich in diesem Haus der Zugang zu einem Stollen befand, in dem bis zum ersten Weltkrieg, in mühsamer Arbeit, mit einer Seilwinde Braunkohle in geflochtenen Weidenkörben an die Oberfläche gezogen wurden. Die Tongruben waren jahrzehntelang die einzige Verdienstmöglichkeit am Ort. Dieser Umstand wurde von den Gesellschaften ausgenutzt. Die Arbeiter mußten für einen Hungerlohn bei Wind und Wetter eine für unsere heutigen Begriffe menschenunwürdige, sehr schwere Arbeit verrichten. Mit Hitler kamen auch die Gewerkschaften in die Betriebe, denen bis dahin der Zutritt verwehrt worden war. Die deutsche Arbeitsfront sorgte dafür, daß einige Mißstände abgeändert wurden, so daß auch für den Akkordlohn Mindestlöhne gezahlt wurden. Diese Forderung hatte für die Erdarbeiter eine besondere Bedeutung. Bei normalen Wetterverhältnissen verdienten die Akkordarbeiter mehr als Stundenlöhner. Im Winter, wenn die nasse Erde gefroren war, passierte es oft, daß Vater trotz aller Mühen weniger verdiente als die Stundenlöhner. Daß die Arbeiter unzufrieden waren, ist gut zu verstehen. Wehe aber, es beschwerte sich einer oder wagte sich zu beklagen, er konnte sich auf der Stelle, ohne Kündigungsfrist, sofort seine Papiere abholen und war entlassen.

Als kleiner Junge habe ich meinem Vater oft das Essen in einem Henkelmann auf die Tongrube gebracht. Der Henkelmann, das waren zwei Eßnäpfe, die zusammen an einem Tragebügel befestigt waren. Es

war Aufgabe der Kinder, ihren Vätern, die dort arbeiteten, ihr Mittagessen zu bringen. Ohne mir Gedanken zu machen, beeilte ich mich, diese lästige Besorgungen hinter mich zu bringen. Bis ich eines Tages, es muß gegen Ende meiner Schulzeit gewesen sein, das Essen anstatt in die Bude (ein Schuppen, in dem die Arbeiter ihr Essen einnahmen), einmal runter in die Grube bringen mußte. Dieser Tag wurde mir zum Wegweiser für mein ganzes Leben. In meinem jugendlichen Unternehmungsgeist versuchte ich meinem Vater nachzueifern und einmal Ton zu stechen. Trotz aller Anstrengung schaffte ich es nicht, auch nur ein Stück Ton abzustechen. Zum ersten Mal in meinem Leben begriff ich, unter welchen Bedingungen die Arbeiter ihr tägliches Brot verdienen mußten. Bei dieser ersten direkten Konfrontation mit der schweren, klebrigen Masse, wurde ich aus meinen Kinderträumen gerissen. Wieder auf dem Heimweg, dämmerte in meinem Kopf die Einsicht, daß, wenn ich, wie das damals im Dorfe üblich war, meinem Vater nicht in dieses Loch folgen wollte, Guckheim verlassen mußte und das, sobald meine Schulzeit zu Ende war.

Um eine Familie zu ernähren, reichte der Lohn der Grubenarbeiter nicht aus. Erst die Bebauung einiger Felder, ein paar Kühe und ein Schwein im Stall, half den damals kinderreichen Familien zu überleben. Das morgentliche Frühstück von uns Kindern bestand aus einer Scheibe Roggenbrot mit Rübensirup oder Quark bestrichen und einer Tasse Milch, wenn die Kühe welche hergaben, was ja bekanntlicherweise nur vier bis sechs Monate der Fall war. Ansonsten bekamen nur die ganz Kleinen

etwas Milch und die Größeren Chicoreekaffee. Das war eine Art Kaffeersatz und wurde aus den Wurzeln einer Pflanze hergestellt. Den richtigen Kaffee gab es nur an Festtagen, wenn Besuch im Hause war. Wir waren ja vier Kinder, dazu die Eltern und auch die Großeltern, die ernährt werden mußten. So war das aber nicht nur bei uns, so war das fast in jedem Hause. Viele Familien waren noch zahlreicher. Meine Mutter hatte noch sieben und mein Vater ebenfalls sieben lebende Geschwister. Agnes, meine Frau, kam auch aus einer solchen Großfamilie mit vierzehn Kindern. Das war aber zu unserer Zeit schon eine Seltenheit. Nur in Sainscheid, im Nachbardorf, lebte eine Familie in einem ausrangierten Eisenbahnwaggon. Der Mann hatte mit zwei Frauen zweiundzwanzig Kinder. Eine Rente für alte Leute gab es auch nicht, die hatten eine Kammer im Hause, man nannte das im Aushalt sein, das heißt sie wurden von den Kindern ausgehalten, die im Elternhaus wohnen blieben. Es war wie ein ungeschriebenes Gesetz, daß die alten Leute das Recht hatten, hier zu leben und auch von den Kindern gepflegt werden mußten, bis an ihres Lebens Ende.

Was meine Mutter mit ihrer Körpergröße von vielleicht hundertfünfundfünfzig Zentimetern und fünfzig kg Gewicht, geleistet hat, erscheint mir auch heute noch unfassbar. Ihr Leben lang mußte sie die schwere, mit Kuhmist beladene Schubkarre aus dem Stall schieben, die vollen Kartoffelsäcke auf den Wagen heben bei der Kartoffelernte, Jahr für Jahr das Gras zur Heuernte mähen und die Felder bestellen, da mein Vater ja von früh bis gegen Abend den schweren Ton graben mußte, um die

Familie zu ernähren. Zu den alltäglichen Arbeiten meiner Mutter gehörte auch, daß sie jeden Mittag Vaters Mittagessen zur Tongrube bringen mußte, was sie einige Jahre tat, bis Maria, meine Schwester groß genug war, ihr die Arbeit abzunehmen. Mutter erzählte mir später, daß sie mich mangels einer andern Versorgungsmöglichkeit für die Stunde, die sie unterwegs war, einfach an der Lehne der Küchenbank festgebunden hat. Einen Kinderwagen vor sich her zu schieben, wie das heute selbstverständlich ist, war damals undenkbar. Abgesehen von den verschlungenen Pfaden, die zur Tongrube führten, war das Fahren mit Kinderwagen auf den Schotterstraßen nicht gut möglich. Ganz abgesehen davon, daß unser altgedienter Kinderwagen, der noch aus Mutters Kinderzeit stammte, mit seinen hohen Rädern bei der geringsten Unebenheit umzukippen drohte. Anmerken möchte ich noch, daß das Teeren der Straßen in und zwischen den Dörfern erst gegen Ende der dreißiger Jahren durchgeführt wurde.

Als ältester Sohn im Hause mußte ich schon früh meiner Mutter überall zur Hand gehen. So geschah es auch eines Tages, daß ich ihr half, einen mit großen gespaltenen Baumstämmen, Brennholz, beladenen Wagen abzuladen. Eines der Stücke, das für uns beide zu schwer war, entglitt meinen Händen und zerquetschte meiner Mutter einen Finger derart, daß es mir heute noch kalt den Rücken herunterläuft, wenn ich daran zurückdenke.

Die landwirtschaftliche Fläche, es waren an die zwölf Parzellen, neun Morgen, oder neunhundert Nassauische Ruten (nach den heutigen Maßen zwei Hektar und fünfund-

zwanzig Ar), die meine Eltern bewirtschafteten. reichte nicht aus um zwei Kühe, zwei Rinder und zwei Schweine ein ganzes Jahr durchzufüttern. Also mußten die Kühe den Sommer über auf eine Weide geführt werden um das Gras zu trocknen und für die Winterfütterung in die Scheune zu bringen. Genau wie Großvater fünfzig Jahre vorher in Hahn ein paar Äcker bewirtschaftete, so haben meine Eltern in Elbingen zwei Äcker und eine Wiese bewirtschaftet, die mein Vater geerbt hatte.

Außerdem hatte Vater von der Gemeinde zwei Feldwege gepachtet, um eine Weidegelegenheit für unsere Kühe zu haben. Anstatt mit meinen Altersgenossen zu spielen, versuchte ich zähneknirschend, die mir zugewiesene Arbeit zu verrichten. Mit zwei Kühen und einem Jungtier, die mit einer Kette aneinander gebunden waren, zogen die Tiere mit mir hinaus und ich hatte alle Mühe, nicht von ihnen von der Straße gedrängt zu werden, denn bei meiner Körpergröße konnte ich mich gerade so an den Hörnern der Tiere festhalten. So manche unterrichtsfreie Stunde verbrachte ich damit, darauf aufzupassen, daß die Tiere die Rüben oder die Kartoffel auf den anliegenden Äckern nicht fressen sollten. Leider schenkte ich des öfteren Karl Mays gesammelten Werken mehr Aufmerksamkeit als den Rüben und handelte mir durch meine Unachtsamkeit manche Rüge ein. Auf der Suche nach Schweinefutter begleitete ich Mutter so manches Mal in den Wald, um Eicheln oder Brennessel zu suchen. Mangels Handschuhen steckten wir die Hände in dicke Wollstrümpfe und füllten einen großen Sack voll Brennessel, den Mutter dann auf ihrem Rücken nach Hause

schleppte, mit ein paar Kartoffeln in einem großen Topf kochte und die Schweine damit fütterte.

Das Abrichten der Rinder zum Ziehen von Pflug und Wagen war ein mühevoller Lernprozeß. Am Wagen wurde ein Rind einfach neben einer Kuh eingeschrirrt und mußte mitmarschieren. Am Pflug haben uns die störrischen Tiere manchen Kummer bereitet. Mutter hatte nicht nur ihre Arbeit mit dem Gespann, sondern auch mit mir. Meine Kräfte reichten oft nicht aus, um die Tiere in der Furche zu halten. Mutter nahm dann die Tiere und ich den Sterz (die Holmen am Pflug). Mit neun oder zehn Jahren schaffte ich es gerade, den Pflug in der Furche zu halten, bis er an einen Stein stieß und ich dann samt Pflug in der Furche landete. Mein Wille war ja da, aber ich war gerade groß genug, um mich am Joch des Rindes oder am Pflug festzuhalten. Ich war mächtig stolz, wenn ich als kleiner Knirps allein mit dem Gespann durch das Dorf und über die Felder fahren durfte. Im Nachhinein kann ich nicht einmal genau sagen, ob ich mit den Kühen oder die Kühe mit mir durch die Gegend gezogen sind.

Erziehung

Ohne es zu wollen war ich schon mit zehn Jahren in eine Rolle hinein gewachsen, die mich für meine Mutter fast unentbehrlich machte. Es gab zu viele Dinge, die Mutter nicht allein schaffen konnte. Zum Fußballspielen mit meinen Altersgenossen blieb mir nicht viel Zeit, besonders den Sommer über, wenn die Kühe zur Weide ge-

führt werden mußten. Es ist mir oft sehr schwer gefallen, denn ich habe genau so gerne gespielt und auf Bäumen herumgeturnt wie alle Kinder. Unser Spielfeld war die Straße, die Wiese am Mühlengraben oder, bei schlechtem Wetter, unsere alte Scheune. Unser Fußball war ein zusammengebundener alter Sack oder eine Konservendose. Wir Kinder waren wahrscheinlich nicht anders als zur heutigen Zeit. Nur haben wir für unsere Untaten büßen müssen, was uns oft nicht abgehalten hat, am nächsten Tag dort weiter zu machen, wo wir Tags zuvor aufgehört hatten. Die Erwachsenen waren sehr schnell dabei, ohne nach Schuld oder Unschuld zu fragen, ihren Unmut an den Kindern auszulassen. Mit dem Leibriemen oder der Peitsche waren sie gleich bei der Hand. Wenn Mutter den Reiserbesen in die Hand nahm, empfand sie wahrscheinlich einen größeren Schmerz als wir Kinder. Aber es war meistens so, daß ich vor Mutters Besen das Weite suchte.

Die Erziehungsmethoden, die früher noch härter gewesen sein sollen, wurden uns oft als Warnung vorgehalten. Da ich es nicht selbst erlebt habe, möchte ich es nur nebenbei erwähnen. Des Lehrers dünner, etwa ein Zentimeter dicker flexibler Rohrstock, der auch heute noch als Reitpeitsche benutzt wird, kannte kein Erbarmen. Bei der geringsten Nachlässigkeit, etwa unerlaubtem Sprechen in der Klasse oder einem verschmierten Heft, mußten wir die Hände austrecken, und der Lehrer schlug mit seinem Stock auf unsere Fingerspitzen, daß wir kaum noch den Griffel halten konnten. Bei den Jungs kam es auch vor, daß sie sich über einen Stuhl bücken muß-

ten und der Lehrer mit aller Kraft das Gesäß bearbeiten konnte. Nach Herrn Scheids Aussagen konnten wir uns noch glücklich schätzen, denn zu seiner Zeit, so hielt er uns vor, hätten die Kinder zur Bestrafung den Hintern freimachen müssen, das heißt, daß sie die Hose herunterlassen mußten. Dieses Mannes Selbstgerechtigkeit kannte keine Grenzen. An Dienstagen und Freitagen begann der Mittagsunterricht um halb eins. An den Tagen, an denen ich Vater sein Essen gebracht hatte, kam ich, obwohl ich von der Tongrube bis zur Schule gerannt bin, fast jedesmal ein Paar Minuten zu spät zum Unterricht. Obwohl meine Eltern mit dem Lehrer darüber gesprochen hatten, bekam ich des öfteren ein paar Hiebe ab, wenn es diesem Herrn beliebte. Bei seinen Erziehungsmethoden war ich nicht das einzige Opfer. Für die Mädchen hatte er eine besondere Methode der Züchtigung. Er zog ihnen die Ohren lang, oder an den Zöpfen, wenn sie sich nicht schnell genug von den Sitzen erhoben. Oder wenn er zwei beim tuscheln erwischte, schlug er sie mit ihren Köpfen gegeneinander.

In den acht Jahren, in denen ich in Guckheim zur Schule ging, lernte ich, bevor der Lehrer Scheid unsere Klasse übernahm, noch einen guten Lehrer kennen, dessen unrühmlicher Abgang dem Dorfe keine Ehre machte. Von da an war meine Klasse sieben Jahren lang einem unfähigen Lehrer ausgeliefert. Stundenlang saß er während des Unterrichts mit seinem dicken Arsch auf der ersten Bank und las Zeitung. Da er sich auch nie um die Hausaufgaben kümmerte, haben wir Jungs das ausgenutzt und kaum noch welche gemacht. In den ersten Jahren hat mir meine Schwester

Maria noch auf die Finger geschaut, später habe ich dann immer eine Ausrede gehabt und mich davor gedrückt. In den zwei Semestern auf der Landwirtschaftsschule in Westerborg wurde mir bewußt, daß ich für die weitere Ausbildung gewaltige Anstrengungen machen mußte, um mit meinen Kommilitonen mithalten. Bezeichnend für viele Jahrgänge in der Volksschule im Guckheim ist, daß kein einziger Schüler aus meiner Schulzeit es geschafft hat, in Westerborg auf die Oberschule aufgenommen zu werden.

Das dem so war, hatte in der Hauptsache mit dem Schulsystem zu tun. Die Dorfschule hatte nur einen Klassenraum, in dem die Kinder von acht Jahrgängen unterrichtet werden mußten. So wurden die drei ersten Jahrgänge zur Unterstufe und die fünf folgenden Jahrgänge zur Oberstufe zusammengefaßt. Zu meiner Zeit waren wir an die neunzig Kinder, die gleichzeitig die Schule besuchten. Die wichtigsten Anforderungen an die Kinder waren, das Lesen und Schreiben zu erlernen. Vor allen Dingen mußten wir die Bibel und den Katechismus auswendig lernen. Sechs bis sieben Stunden Religionsunterricht in der Woche mußten wir über uns ergehen lassen. Bis zu meinem fünften Schuljahr wurde der Religionsunterricht von einem Geistlichen abgehalten, bis dann Hitler die Geistlichen aus den Schulen verbannte. Hinzu kam noch, daß ein Lehrer unterrichtete, der lieber Zeitung las und die Kinder sich selber überließ. Schon bald nachdem ich in die Schule aufgenommen wurde, wurde ich wegen einer Knieverletzung ins Krankenhaus gebracht. Das muß wohl ein Meniskusschaden gewesen sein, der damals noch ein

schwieriges Problem war und nicht operiert werden konnte. Den ganzen Sommer über konnte ich wegen meines vergipsten Beines keinen Unterricht besuchen. Erst im Oktober, nach den Herbstferien, humpelte ich wieder zur Schule. Mein Rückstand zu meinen Altersgenossen war erheblich und mein Verbleib in der ersten Klasse für das nächste Schuljahr so gut wie sicher. Bis mir, am Ende des Schuljahres, dann ein Zufall zu Hilfe kam. Als während des Unterrichts ein auf dem Lehrerpult stehendes, mit Pfennigen gefülltes Negerlein, auf dem Boden zerschellte. Wir drei Jungs aus der ersten Bank mußten die Münzen zusammenlesen und zählen. Am Ende hatte ich nicht nur die meisten Pfennige aufgelesen, sondern auch als einziger richtig gezählt. Ohne lange zu zögern sagte der Lehrer Schneemann zu dem neuen Lehrer, er solle mich in die zweite Klasse übernehmen.

Was damals genau vorgefallen ist, kann ich nicht sagen. Die Ursache lag eher in dem Verhalten zwischen den Dorfbewohnern und des Lehrers besserer Hälfte begründet. Die Schneemanns hatten damals ein Auto erworben, einen DKW - Zweitakter mit offenem Verdeck. Wenn der Motor seinen Dienst verweigerte, trotz emsigen Drehens mit der Kurbel, mußten die großen Jungs mitschieben, um das Gefährt in Gang zu bringen, das sich auch manchmal mit lautem Knattern und einer riesigen Rauchwolke in Bewegung setzte. Bei einer dieser Operationen hat die Dame ihrem Gatten dann zugerufen: „August, gib Gas!“ Dieser Ausruf wurde für die beiden zum Alptraum. Sobald sich das Gefährt durch das Dorf bewegte, wurde es mit diesem Ruf begrüßt. Es waren nicht ein-

mal die Kinder, die da riefen, es waren die schon aus der Schule entlassenen arbeitslosen Jungs, von denen ja genug im Dorfe herumliefen.

Diese jungen Leute hatten überhaupt keine Perspektiven. Keine Lehrstelle, keine Arbeit, und auch keine Sozialhilfe wie heute. Sie zogen in kleinen Gruppen durch die Gegend und machten allerlei Unfug. Wenn da jemand war, der sich deswegen mit ihnen anlegte, dann hatte er nichts mehr zu lachen. Bei einem Bauern demontierten sie eines Nachts den Mistwagen und schafften die einzelnen Teile auf das fast bis zur Erde reichende Strohdach. Die Gendarmen hatten bald die Übeltäter ermittelt. Als beim Verhör der Beamte wissen wollte, wie denn auch noch der Kuhmist aufs Dach komme, gab einer der Jungs ihm zur Antwort: „Hat sich Kuh auf Schwanz geschissen und ihn dann aufs Dach geschmissen.“ Zur Strafe wurden die jungen Leute nicht vor Gericht zitiert, sondern mußten zur Bewährung die zahlreichen Erdhaufen, die die Maulwürfe auf der Viehweide hinterließen, entfernen.

Machtübernahme

Die Arbeitslosigkeit stellte viele Familien, die damals ja fast alle kinderreich waren, vor große Probleme. Da waren die Kaisers in der Nachbarschaft mit ihren vier oder fünf arbeitslosen Söhnen, von denen ihre Mutter einmal meinte, daß sie froh sei, wenn sie bis zum Mittag im Bett bleiben würden, damit das Brot länger reiche. Ich vergesse niemals den Tag, an dem Hitler die Einführung des Wehrdienstes verkündete. Der alte Kaiser, der Vater der Jungs,

kam freudestrahlend die Straße hoch und meinte, daß die Jungs endlich aus dem Hause kämen. Wenn er geahnt hätte, was das für ihn und seine Söhne für Folgen haben würde, hätte er sich bestimmt nicht so gefreut. Das Krankenkostendämpfungsgesetz, das Seehofer eingeführt hat, ist auch schon einmal dagewesen. Unter der Kanzlerschaft von Brüning 1930/31 erließ dieser Mann außer einigen Notverordnungen auch schon ein Gesetz, nachdem die Patienten in den Krankenhäusern zur Kasse gebeten wurden. An den Folgen hatten meine Eltern schwer zu leiden. Als mein Bruder Walter wegen einer Blindarmenzündung ins Krankenhaus nach Dernbach gebracht werden mußte, hätten meine Eltern ohne die Hilfe meines Großvaters Haus und Hof verloren, aufgrund dieser Notverordnung. Das Krankenhaus stellte damals zusätzliche Forderungen von über dreihundert Reichsmark, die wegen der Verordnung nicht mehr von der Krankenkasse getragen wurden. Dafür mußte Vater drei Monate Ton graben.

Aus diesen vielen Arbeitslosen ging dann der Reichsarbeitsdienst hervor. In der Nähe jeder kleinen Stadt wurden Barackenlager aufgebaut und alle jungen Männer von achzehn Jahren hier zusammengefaßt. Anstatt eines Gewehres bekam jeder einen Spaten in die Hand und mußte exerzieren und marschieren. Diese Truppe wurde genau so eingesetzt, wie heute die Leute, die im Rahmen der ABM (Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen) beschäftigt werden. Nur mit dem Unterschied, daß sie kaserniert waren und besoldet wurden wie Soldaten. Genau so wurden Mitte der dreißiger Jahre mit den Mädchen verfahren,

mit der Ausnahme, daß die in der Landwirtschaft beschäftigten Mädchen vom Arbeitsdienst befreit waren.

Im Zusammenhang mit den Mädchen im Reichsarbeitsdienst möchte ich hier etwas erzählen aus dieser Zeit. Es fällt mir schwer, das zu tun, denn es ist so unglaublich und erfüllt mich auch heute noch mit Unbehagen. Da es aber kennzeichnend für die Zeit des Naziregimes ist, möchte ich es hier festhalten. Im Oktober 1942 begegnete ich auf einem Bahnsteig am Bahnhof in Frankfurt einem achtzehnjährigen Mädchen, das ich schon früher auf einem Dorffest kennengelernt hatte. Mit verweinten Augen saß sie zwischen lauter fremden Menschen auf einer Bank und war sichtlich erfreut, einen Bekannten zu treffen. Nachdem wir einige Zeit miteinander gesprochen hatten, vertraute sie mir ihr Leid an. Sie sei als Arbeitsdienstmädchen mit Versprechungen für eine bessere Ausbildung mit vielen anderen zur Ausbildung in ein besonderes Lager gekommen. Nachdem sie untersucht worden waren und ihre arische Herkunft festgestellt worden war, mußten sie unterschreiben, daß sie bereit seien, alles für den Führer zu tun, was er von ihnen verlange. Nach einiger Zeit kam dann die Ernüchterung. Es wurde verlangt, daß jede von ihnen dem Führer einen Soldaten schenken müsse. Für die Kinder würde nach der Geburt besonders gesorgt. Sie würden in Heimen und Schulen im Sinne Hitlers erzogen. Zu diesem Zwecke wurden kleine Feiern veranstaltet, auf dem SS-Soldaten von der Leibstandarte Adolf Hitler abkommandiert wurden, die in der Nähe ihres Lagers stationiert waren. Das Mädchen auf dem Bahnhof kam gerade aus

dem Krankenhaus und hatte Genesungsurlaub erhalten. Sie war ganz verzweifelt und hatte Angst, zu Hause etwas von ihren Erlebnissen zu erzählen. Nach der Trennung sind wir uns nicht mehr begegnet, und ich habe auch nichts mehr von dem Mädchen gehört. Nur hat mir, als ich bei meiner Einheit davon erzählte, ein Kamerad bestätigt, daß auch er von solchen Lagern gehört hätte.

Diese Geschichte war viel tragischer, als ich das hier erzählen kann. Erstens wurde damals ein Mädchen mit einem unehelichen Kind nicht nur von dem ganzen Dorf geächtet, es konnte auch passieren, daß es von den eigenen Eltern ausgestoßen wurde. Andererseits fanden diese Parteiaktionen, genau wie die Einweisung von Staatsfeinden in die KZ-Lager, unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Das Wort Sippenhaft wurde damals sehr ernst genommen, und das war nicht unbegründet, denn mancher wurde von der Gestapo schon beim geringsten Verdacht abgeholt und verschwand in einem solchen Lager. Dazu bedurfte es keiner Anklage oder Gerichtsverhandlung.

Begonnen hatte alles mit der SA. Das war die Abkürzung für Saalschutz, auch Sturmabteilung genannt. Das war der Verein der am 9. November 1923 vor der Feldherrenhalle in München zum erstenmal in Erscheinung trat und sich mit der Polizei anlegte. Nach der Machtergreifung Hitlers am 30. Januar 1933 wurden alle Männer aufgefordert, mit der SA zu marschieren, oder sich in einer anderen Organisation aktiv zu beteiligen. Es wurde niemand gefragt, ob es ihm angenehm sei, es mußte jeder der Aufforderung Folge leisten, wenn er seine Arbeit oder die kleine

Wohlfahrtsunterstützung, so nannte man die paar Mark die den Arbeitslosen zugebilligt wurde, nicht verlieren wollte. Die SS wurde zum persönlichen Schutz Hitlers gegründet und nannte sich Schutzstaffel. Anfangs trugen die Männer nur eine Armbinde und waren bewaffnet. Ihre berüchtigte und angsteinflößende schwarze Uniform bekamen sie erst später. Es waren lauter junge Männer von einer Körpergröße von mindestens ein Meter fünfundsiebzig, sie wurden überall bei Kundgebungen der NSDAP (Nationalsozialistischen Arbeiter Partei) eingesetzt. Aus diesen Leuten entstand mit der Zeit ein Machtapparat, vor dem selbst die Polizei machtlos war und kapitulierte. Diese Einheiten waren nur ein ausführendes Organ und rekrutierten fast nur Freiwillige. Die Waffen-SS wurde erst kurz vor Kriegsbeginn als Eliteeinheit gegründet und rekrutierte während des Krieges einfach Wehrpflichtige. Was für die Menschen viel bedrückender war, war die Gestapo, die geheime Staatspolizei. Ihre Spitzel hatten sich mit der Zeit überall eingestrichelt, sogar bis in die Führungsgremien der Armee. Diese Leute verfolgten uns im Krieg sogar bis in den hohen Norden.

Daß alle Deutschen widerspruchslos Hitlers Methoden mitgemacht hätten, wie es in unserer Zeit von Mächtigen-Historikern dargestellt wird, ist sehr lückenhaft und beleidigend für die vielen, die wegen ihrer Haltung in Lagern eingesperrt waren, wie auch für viele Offiziere, die während des Krieges unter mysteriösen Umständen von ihrem Posten abgelöst wurden, „verunglückten“ oder in der Versenkung verschwanden, nur weil sie dem Regime unbequem geworden waren. Als

auf Befehl des Oberkommandos der Wehrmacht der Soldatengruß durch den Hitlergruß abgelöst wurde, war ich in Norwegen stationiert. Ich habe miterlebt, wie ein Raunen des Missfallens durch die Einheiten ging, als der Befehl bekanntgegeben wurde und auch gleichzeitig die Androhung, daß ein Zuwiderhandlung als Befehlsverweigerung bestraft werden würde. Besonders die Berufssoldaten waren schockiert, als beim Tagesbefehl diese Anordnung bekanntgegeben wurde.

Um die Auflagen des Friedensvertrages von Versailles zu umgehen, nach dem Deutschland nur ein Heer von hunderttausend Mann zur inneren Sicherheit unterhalten durfte, schuf Hitler die SA, der er eine Art vormilitärischer Ausbildung verordnete. Anfangs sah das alles noch recht harmlos aus, mit den Jahren nahm das größere Dimensionen an, so daß alle wehrfähigen Männer an der Ausbildung teilnehmen mußten. Mit selbstgebastelten Holzgewehrattrappen mußte jeder am Sonntagmorgen zum Exerzieren antreten, wenn er seinen Arbeitsplatz behalten wollte, oder auch, wenn er noch arbeitslos war und auf Arbeit wartete. Das gleiche galt auch für Jugendliche, die im Jungvolk oder in der Hitlerjugend mitmarschieren mußten. Was für uns Jugendliche noch nach Spiel aussah und auch noch Spaß machte, war für unsere Väter nach einer Woche Schwerstarbeit ein Martyrium. Daß der heilige Sonntag nach und nach der Partei zum Opfer fiel, hat außer ein paar Fanatikern keinem Menschen Freude bereitet, aber es wurde niemand gefragt, es wurde einfach befohlen. So mancher Geistliche verschwand hinter den Mauern des KZ, nur weil er

auf der Kanzel gepredigt hatte, der Sonntag sei wichtiger als das Exerzieren. Außerdem fand jeden Monat eine Ortsgruppenversammlung statt, an der alle Männer teilnehmen mußten. Jede Versammlung begann mit dem Horst Wessel Lied „Die Fahne hoch!“. Es folgte das Deutschlandlied. Während die Lieder in den Saal gebrüllt wurden, wurde stramm gestanden und die rechte Hand zum Hitlergruß nach vorne gestreckt. Nachdem der Ortsgruppenleiter seine Rede gehalten hatte, wurden Führerbefehle vorgelesen und der Tagesbefehl ausgegeben, der für alle verbindlich war. Was uns heute am Bildschirm aus China vorgeführt wird, könnte die Fortführung von dem sein, was in Deutschland an der Tagesordnung war. Man könnte es als Affentheater abtun, aber es war viel schlimmer. So mancher kleine Mächtigen kam plötzlich daher, gestiefelt und in Uniform, und fühlte sich dazu berufen, für die Durchführung der Führerbefehle Sorge zu tragen. Oft kamen sie in Begleitung eines Zivilisten. Das war ein Mann von der Gestapo (Geheime Staatspolizei). Dann war die Lage immer sehr ernst.

Es fällt mir schwer, im Nachhinein für die damaligen Geschehnisse und Verhältnisse eine psychologische Erklärung zu finden. Wie konnte sich ein ganzes Volk so erniedrigen vor ein paar Menschen, die ihre Macht ausspielten? Ich habe vieles miterlebt, die Not und die Armut, die Menschen handlungsunfähig gemacht hat. Wahrscheinlich war ich noch zu klein, um zu begreifen, unter welchem Druck meine Eltern wirklich gelebt haben. Das Singen und Marschieren hat viele begeistert, neue Hoffnung geweckt, als Hitler bei sei-

nen großen Auftritten hinausschrie: „Gebt mir vier Jahre Zeit und ich gebe Euch Arbeit und Brot.“

Die Frage, ob meine Kinderzeit schön war, habe ich mir noch nie gestellt. Da schön sein ein relativer Begriff ist und alles, was ich niederschreibe, der Wahrheit entsprechen soll, kann ich auf diese Frage keine richtige Antwort geben. Die bescheidenen Ansprüche meiner Eltern waren auch für mich ein Maßstab und haben mein ganzes Leben geprägt. Aus dieser Zeit habe ich gelernt, mit allem zufrieden zu sein, was mir geboten wurde. Dennoch waren wir als Kinder genau so froh mit dem wenigen wie die Kinder heute mit ihren vielen Sachen. Daß ich zu Weihnachten ein paar Schlittschuhe bekommen habe, war so toll und die Freude so groß, daß ich es nie vergessen habe. Das gehört zu den schönsten Geschenken, an die ich mich als Kind erinnere. Sie kosteten damals an die vier Reichsmark. In dieser Zeit hatte Vater einen Stundenlohn von weniger als sechzig Pfennigen. Das bedeutete, daß Vater einen ganzen Tag Ton graben mußte, damit ich ein paar Schlittschuhe bekam.

Schritt ins Leben

Meine Schulzeit ging zu Ende. Acht Jahre Dorfschule hatte ich abgesehen. Auf der Suche nach einer Lehrstelle hat Vater keine Mühe gescheut und ist mit mir herumgezogen. Kaufmann wollte ich werden, davon habe ich oft geträumt. Tante Marie, Mutters Schwester, hatte ja Mutter einmal versprochen, daß ich zu ihnen nach Berlin kommen und in ihrem Geschäft eine

Lehre als Textilkaufmann machen könne. Abgesehen davon, daß Vater nicht einmal das Geld aufbringen konnte für die Fahrkarte nach Berlin, geschweige meinen Lebensunterhalt dort finanzieren, stand die Sache auch nach Schulabschluß gar nicht mehr zur Diskussion. Damals gab es ja für Lehrlinge keine Ausbildungsbeihilfe, in vielen Fällen mußten damals die Eltern auch noch Lehrgeld zahlen.

Daß Handwerk goldenen Boden hat, war der Grundsatz, nachdem sich auch meine Eltern richteten. Also brachte mich Vater in die verschiedensten Handwerksbetriebe, zu einem Schlosser, dann zu einem Schreiner, zu einem Schuster und so weiter. Auch auf dem Arbeitsamt, wo wir nach mehrmaligen Besuchen in endlosen Warteschlangen den amtlichen Bescheid erhielten, daß ich Bauer werden müsse. Die einzige Lehrstelle, die ich hätte antreten können, war in einer kleinen Gemüse­gärtnerei. Schon der Anblick dieses Saftladens hat mich in meinen Beschluß bestärkt, daß ich alles werden wollte, nur kein Gärtner. Mit Hilfe eines Inserates in der Bauernzeitung fand ich eine Lehrstelle als Landwirtschaftslehrling auf einem Hof in Herschenrode im Odenwald.

Maria, meine Schwester, brachte mich mit meinem Koffer an den Zug nach Willmenrod. Es war nicht nur der Abschied, der mich bedrückte, es war auch der Gedanke, daß es für lange Zeit sein würde. Heute kann ich es nicht mehr genau sagen, ob es das Gepäckstück oder ob es mein Herz war, an dem ich am schwersten zu tragen hatte. Dieser große glasierte Pappkarton mit einem Griff daran, der bei jedem Hochheben aus den Fugen zu gehen drohte, den ich beim Umsteigen von einem Bahnsteig

zum anderen schleppte, war mir kleinem Kerl viel zu schwer. Auch in den folgenden Jahren hat mir das Heimweh bei jedem Abschied sehr zugesetzt. Der Weg zum Bahnhof nach Willmenrod lastete auf mir wie ein Alptraum, so oft ich ihn auch gegangen bin.

Nachdem ich in Limburg, Niedernhausen, Frankfurt und Darmstadt umgestiegen war, landete ich nach sechs Stunden Bahnfahrt in Oberramstadt. Nach langer Wartezeit bestieg ich dann einen Bus, der mich dann hinter Ernsthofen an einer kleinen Seitenstraße absetzte. Auf einem kleinen, mit Blei oder Tintenstift geschriebenen Hinweisschild las ich zum erstenmal: Herschenrode 1 km. Wie ich es fertig brachte, den Koffer so weit zu schleppen, kann ich heute nicht mehr sagen. Ich weiß nur noch, daß, als ich von Oberramstadt aus meinem neuen Lehrherrn mitteilte, daß ich angekommen sei und mein Koffer mir zu schwer zum tragen sei, ich ganz kurz zur Antwort erhielt, ich solle zusehen, möglichst schnell auf dem Hof zu erscheinen, es wäre niemand da, der mich abholen könne.

Nun stand ich da, unerfahren, in einer fremden Welt, herausgerissen aus einer wohlbehüteten Familie, die bisher alle Sorgen von mir ferngehalten hatte (Bild 8). Der frostige, fast militärische Empfang, den mir die Hausherrin bereitete, hat mich derart entäuscht und in mir eine Abneigung hervorgerufen, die ich während des ganzen Jahres, das ich dort verbrachte, nicht abgelegt habe. Den Lehrlingen billigte man drei Mark Taschengeld zu in der Woche. Das bedeutet, daß wir Lehrlinge zwei Monate für ein Paar Schuhe arbeiten mußten. Dafür durften wir von fünf



Abbildung 8: Meine amtliche Kennkarte.

Uhr früh bis acht Uhr spät, abgesehen von der Zeit, in der das Mittagessen eingenommen wurde, ununterbrochen arbeiten. Meine Schlafstelle war ein Verschlag über der Brennerei, den ich mit einem anderen Lehrling teilte. Die Tür bestand aus Schwarten, Brettern, die im Sägewerk als Abfall gehandelt wurden. Im Winter war es eisig kalt, und der Wind trieb den Schnee direkt vom Dach in unsere Bude. Vater hätte mich gerne einmal besucht. Ich tröstete ihn immer auf später und ließ meine Eltern im unklaren. Wenn Vater diese Zustände gesehen hätte, hätte er mich sofort von dort weggenommen, was für ihn neue Sorgen und für mich die Arbeitslosigkeit oder vielleicht die Tongrube bedeutet hätte. Da mir das nötige Geld für eine Fahrkarte fehlte, und ich meine Eltern nicht um Geld bitte wollte, bin ich, anstatt an den Sonn- und Feiertagen einmal nach Hause zu fahren, am Hofe geblieben und habe Stalldienst gemacht. Dafür bekam ich fünfzig Pfennig zusätzlich. Ein Lob oder Anerkennung war für unseren Lehr-

herrn ein Fremdwort.

In unserem Betrieb wurde jede Menge Kartoffel- und Kornschnaps gebrannt. Wollten wir Bedienstete einmal einen Geburtstag feiern, mußten wir genau denselben Preis bezahlen wie jeder andere Kunde. Die Gemeinschaft mit der Dorfjugend aus dem Nachbardorf war das einzige Vergnügen, an das ich mich auch heute noch gerne erinnere. Auf einem alten, rostigen Drahtesel radelte ich oft nach Ernsthofen, wo ich mich einer Gruppe Gleichaltriger angeschlossen hatte. Der Dorfpolizist hat mich so manchesmal erwischt, wenn ich mit meiner unbeleuchteten Karre durch die Nacht radelte. Er hat mir wahrscheinlich aufgelauert, denn jedesmal, wenn er mich erwischt hatte, erschien er in der frühen Morgenstunde, wenn ich noch allein in der Brennerei meiner Arbeit nachging, zur Kontrolle. Drohte mir mit dem Finger, löschte seinen Durst, der in dieser frühen Stunde erheblich war, machte sein Zeichen im Kontrollbuch und verschwand, wie er gekommen war. So drückte der ungeliebte Polizist mir gegenüber ein Auge zu, so daß ich keine Strafe zahlen mußte, und der Chef tat das gleiche, wenn der Polizist treu und redlich ohne Beanstandung sein Autogramm hinterlassen hatte.

Dieses Dorf, in dem ich ein Jahr verbrachte, bestand aus sechs Großbauernhöfen, deren Besitz seit Generationen durch gegenseitige Einheirat erhalten oder vergrößert wurde. Erst später wurde mir erzählt, daß einige behinderte Menschen, denen man zuweilen begegnete, Produkte dieser Inzucht waren. In einem anderen Dorf in der Gegend waren die Verhältnisse noch schlimmer. Dort hat die Polizei ei-

nige Leute abgeholt und Untersuchungen angestellt, denn die Zahl der geistig behinderten Menschen hatte einiges Aufsehen erregt. Diese Geschehnisse gehören nicht zu meiner Geschichte, sie gehören aber in die Zeit und kamen erst in die Öffentlichkeit durch den Erlaß der Ariergesetze. Viele von diesen behinderten Menschen verschwanden in den Krematorien der Irrenhäuser, wie damals die Nervenheilstätten genannt wurden.

Daß Lehrjahre keine Herrenjahre sind, habe ich schon früh erfahren müssen. Aus meinen Träumen, mit denen ich ausgezogen war, wurde ich bald herausgerissen. Die Hausherrin tat alles mögliche, uns Jungs, wir waren deren drei, das Leben schwer zu machen. Als man mir bei der Ankunft außer einer Tasse Chikoreekaffee und einem Stück Brot eine kleine Schale mit Butter auf den Tisch stellte mit der Bemerkung, daß ich ausnahmsweise einmal Butter aufs Brot schmieren könne, was sonst bei ihnen nicht üblich sei, wäre ich am liebsten gleich wieder umgekehrt. Noch ehe das Jahr zu Ende war, suchte ich mir ganz heimlich eine neue Lehrstelle, damit ich wenigstens einen Abschluß machen konnte. Ohne Gewissensbisse und um einigen Erfahrungen reicher, verließ ich nach einem Jahr den Ort, der abgesehen von dem Hof und seinem Herrn auch manche schöne Erinnerung in mir zurückgelassen hat. In Berghausen bei Katzenellenbogen fand ich auf dem Hof von Familie Diels eine neue Wirkungsstätte. Dort wurde ich als Mensch empfangen und auch behandelt. Nachdem mir Herr Diels seine Hilfe zum Abschluß meiner Lehre zugesichert hatte, fuhr ich mit neuer Hoffnung ein paar Tage

nach Hause zu meinen Eltern.

Das Jahr in Berghausen ging schnell vorüber. Ein schwerer Unfall, der auf dem Hof passierte, als der Großvater von den Zahnrädern einer Hafermühle erfaßt wurde und in meinen Armen starb, verband mich jahrelang mit der netten Familie. Nach einem guten Abschluß meiner Lehre hatte ich zum erstenmal ein wenig Hoffnung, aus dem Dreck herauszukommen, als man mir eine Stelle beim Pflanzenschutz anbot und mich zum Techniker ausbilden wollte. In diesem Zusammenhang möchte ich einmal einen Vergleich ziehen, der es verdient, festgehalten zu werden. Auf meinem ersten Lohnstreifen hatte ich einen Nettogehalt von einhundertfünfundsechzig Reichsmark. Dazu bekam ich noch, da ich oft mit dem von der Dienststelle gestellten Motorrad unterwegs war, ein Spesengeld von über siebzig RM. Zur gleichen Zeit verdiente Vater auf der Tongrube gerade einmal einhundertundvierzig Reichsmark. Das war nicht überall so, es war nur bezeichnend für die armen Gegenden, besonders Eifel und Westerwald, wo die Arbeiter auf Arbeit in den Tongruben und in den Steinbrüchen angewiesen waren, wo man sie nach allen Regeln der Kunst ausnutzen konnte.

Es ist Krieg!

Den Beginn des Krieges habe ich auf dem Bauernhof erlebt. Die älteren Menschen, die schon einen Krieg erlebt hatten, hatten Angst, sie wagten aber nichts zu sagen. Begeisterung war nur in der jüngeren Generation, die den Worten des Führers verfallen

waren. Nach dem Feldzug in Polen glich der ganze Westen einem Heerlager. Monatlang marschierten deutsche Truppen an Deutschlands Westgrenze auf. Viele Pferde wurden requiriert, den Bauern weggenommen. Zu Beginn des Krieges wurden fast alle Kanonen noch von Pferden gezogen. Im Westen gab es kein Dorf, in dem keine Soldaten in Privathäusern einquartiert waren. Das war schon eine ganz schöne Belastung für die Soldaten und die Bevölkerung. Mit der Zeit wuchs die Angst vor den kommenden Dingen. Der Gedanke an den Krieg in Frankreich wurde zum Alptraum. Mit zahlreichen Sondermeldungen über Schiffe, die von deutschen U-Booten versenkt worden sein sollten, versuchte man die Menschen an große Siege glauben zu lassen. Die von Dr. Goebbels inszenierte Propaganda war so aufdringlich, daß außer den eingefleischten Parteigenossen sie niemand mehr ernst genommen hat. Während im Osten die Fronten zusammenbrachen, wurden im Radio noch große Siege verkündet.

Nachdem der Frankreichfeldzug beendet war, beruhigten sich die Gemüter. Das war aber nur eine Atempause. Als große Truppenteile nach Osten verlegt wurden, ahnten die Menschen nichts Gutes. Als dann der Rußlandfeldzug begann, waren auch meine Tage als Zivilist gezählt. Nachdem ich meine Lehre mit einer guten Abschlußprüfung abgeschlossen hatte, wurde mir mit dem Wohlwollen der Partei zur Weiterbildung eine Freistelle an der höheren Landbauschule in Landsberg am Lech zugeteilt. Es war April und bis zum Semesterbeginn im Oktober waren es noch sechs Monate. Auch hier half mir ein hoher Beamter aus dem Reichsnährstand (heute

Landwirtschaftskammer), den ich bei meiner Prüfung kennen gelernt hatte, in der Zwischenzeit etwas Geld zu verdienen. Er verschaffte mir eine Stelle beim Pflanzenschutzamt in Mainz. Meine Freude währte nicht lange, denn nach fünf Monaten Ausbildung und Lehrgängen mußte ich in Gotha eine Uniform anziehen. Im Traum hätte ich damals nicht daran gedacht, daß es acht Jahre dauern würde, bis ich ins zivile Leben zurückkehren konnte. Mein Schutzengel muß schon am ersten Oktober 1941 mit mir gewesen sein, als ich mit vielen jungen Männer meines Alters am Bahnhof Limburg den Zug bestieg. Von den vielen Leidensgenossen, die mein Schicksal teilten, bin ich keinem mehr begegnet. Für viele war es eine Fahrt ohne Wiederkehr.

Der Wahnsinn dieses Krieges forderte von allen enorme Opfer. Hitler hatte die Armee in den russischen Winter geschickt, der schon Napoleon zum Verhängnis geworden war. Es sollte ein Blitzkrieg werden wie in Polen und Frankreich. Nach einigen Anfangserfolgen wurde der Vormarsch durch die nasse Jahreszeit gebremst. Die Armee versank auf den aufgeweichten, unbefestigten Straßen im Morast. Der grimige Winter ließ nicht lange auf sich warten. Schnee und Frost ließen alles zu Eis erstarren, dazu der eiskalte Nord- und Ostwind, von dem ich auch noch meinen Teil mitbekommen habe. Er machte den Soldaten schwer zu schaffen. Ohne Handschuhe und richtige Winterbekleidung mußten die Soldaten den Winter überstehen. Schlimme Erfrierungen waren die Folgen. Es gab wohl kaum einen Landser, der den russischen Winter überlebt hat und ohne Frostbeulen davongekommen ist. Sie litten nicht

nur unter der Kälte, sondern auch am Hunger wegen des schlechten Nachschubs. In der Heimat wurde täglich zu Spenden aufgerufen. Die Frauen wurden aufgefordert, Kopfschützer, Handschuhe und Strümpfe zu stricken und an die Soldaten an der Front zu schicken. An Deutschlands grauem Himmel erschienen die amerikanischen Bomber und brachten mit ihren tödlichen Lasten den totalen Krieg, den Dr. Göbbels tagtäglich propagierte. „Führer befiel, wir folgen“, war ein Lied, das am Ende der täglichen Nachrichten gespielt wurde.

In Gotha begann meine Soldatenzeit. Man hat uns gejagt und geschunden, erbarmungslos mit meinen Kameraden in den Dreck gejagt, wie das damals so üblich war. Hart sollten wir werden wie der Führer, Disziplin lernen und uns jedem Befehl widerspruchslos unterwerfen. Mein jugendlicher Optimismus ist in dieser Stadt geblieben. Als wir nach drei Monaten Grundausbildung beim Verlassen der Stadt das Lied vom alten Kameraden sangen, bei der der Refrain verändert worden war und lautete „Wir ziehen in eine andere Stadt, wir haben Gotha satt, wir haben die Schnauze voll, es war zu toll“, habe ich kräftig mitgebrüllt. Es war keine Begeisterung, die uns singen ließ, es war eher das Ablassen von Frust, wie man heute sagen würde. Von den über viertausend Rekruten, die damals Gotha verließen, landete der größte Teil an der Ostfront. Unter den dreißig Rekruten, die das Glück hatten, auf eine Flakartillerieschule in Belgien abkommandiert zu werden, befand sich auch der Kanonier Josef Sauer (Bild 9).

Vor der Ostfront, vor der allen Rekruten bange war, war ich zunächst einmal



Abbildung 9: Josef Sauer, 1942.

sicher. In Knokke und Antwerpen wurden wir dreißig jungen Leute friedensmäßig ausgebildet. Es war nicht nur Waffentechnik und Körperertüchtigung, es war auch eine politisch intensive Berieselung, der wir uns unterwerfen mußten. Auch der Parade-schritt aus Kaisers Zeiten wurde uns mitten im Krieg noch beigebracht. Es gab keine Möglichkeit, dem Geschehen zu ent-rinnen, wollte man nicht, daß einem das Leben zur Hölle gemacht wurde. Gemäß der nationalsozialistischen Ideologie, nach

der nur die Stärksten überleben und die Schwächeren nicht lebensfähig sind, fand auch unsere Sonderausbildung statt. Unsere tägliche Ausbildung begann in der Morgendämmerung. Drei kurze, schrille Pfliffe schreckten uns aus dem Schlaf. Innerhalb von drei Minuten mußten alle in Reih und Glied zum Frühsport angetreten sein. Bei Wind und Wetter mußten wir mit unseren schweren Nagelschuhen dreitausend Meter über militärisches Übungsgelände traben. Wer sich einbildete, die Sache gemütlich anzugehen, der wurde schon bei der Ankunft am Ausgangspunkt eines Besseren belehrt. Den beiden zuletzt auf dem Kasernenhof eintreffenden Lehrgangsteilnehmern wurde der Stubendienst und die Feuerwache aufgebürdet. Infolge dieser Erziehung entstand in unserem Lehrgang ein schlimmes Betriebsklima, bei dem anstatt Kameradschaft ein Konkurrenzkampf untereinander stattfand. Das bedeutet, keinen Feierabend und keinen Ausgang, keine Freizeit. Obwohl wir uns oft darüber geärgert haben, war mir die angeeignete körperliche Kondition später im hohen Norden von großem Nutzen, und ich habe mich oft daran erinnert, wenn einer meiner Kameraden vor Erschöpfung fast am Ende war.

In der Heimat nahm der politische Druck auf die Bevölkerung im gleichen Maße zu, wie der Glaube an den Sieg verloren ging. Die Gestapo erschien mit der Polizei bei den Bauern und durchsuchte Keller und Scheunen nach Lebensmittel. Bei meinem Heimaturlaub im Oktober 1942 habe ich Mutter geholfen, spätabends in der Dunkelheit, auf einem Acker unter der hinteren Hecke Kartoffeln einzugraben, damit der Familie nicht alles genommen wurde.

Ein Jahr später, es war während meines letzten Heimaturlaubs im Dezember 1943, bin ich dann mit meinem Bruder Willi in dunkler Nacht in den etwa fünfhundert Meter hinter dem Dorf liegenden Wald geschlichen und habe Brennholz organisiert, wie man das damals nannte. Mit den schweren Holzstücken auf dem Rücken mußten wir noch Umwege machen und durften keine Spuren hinterlassen. Und wieder war es am zweiten Weihnachtstag, der in meinem Leben eine besondere Bedeutung haben sollte. Genau auf den Tag war ein Jahr vergangen, an dem wir in Oslo an Land gegangen waren. Damals waren wir noch alle voller Erwartungen, voller Hoffnung auf ein baldiges Ende des Krieges. Diesmal waren es beklemmende Gefühle, Angst vor der ungewissen Zukunft, mit denen ich wieder die Fahrt nach Norden antrat.

Die Versorgung der Bevölkerung war miserabel. Die ausgegebenen Lebensmittelkarten, die den Leuten ausgehändigt wurden, waren oft wie ungedeckte Schecks. Dieses habe ich schon im Herbst 1942 am eigenen Leibe erfahren, als ich mit noch einigen anderen Kameraden von Lippstadt ins Sennelager abkommandiert wurde. Ohne Marschverpflegung, nur mit einer Lebensmittelkarte in der Tasche, wurden wir in Marsch gesetzt. Nach ein paar Stunden Bummelzug verließen wir den Zug bei Paderborn. Kein Mensch war bereit, uns etwas zu Essen zu geben, auch nicht gegen diese Lebensmittelmarken. Hungrig und mit schwerem Rucksack auf dem Rücken, verließen wir den ungastlichen Ort und marschierten über holprige Feldwege querfeldein, fast dreißig Kilometer durch die Heide bis ins Sennelager. Vielen Solda-

ten, die damals im Sennelager zusammengezogen wurden, ist es ebenso ergangen. Der Spruch: *Der Herrgott schuf in seinem Zorn, das Sennelager bei Paderborn* wurde in dieser Zeit geboren und ist bis heute nicht in Vergessenheit geraten.

Der Polenfeldzug war den Kriegsherren in den Kopf gestiegen und hatte eine Art von Größenwahn bei ihnen ausgelöst. Sie hatten ein Desaster eingeleitet, dessen Folgen Leute, die den Weltkrieg mitgemacht hatten, aus Angst, denunziert zu werden, schweigend hinnahmen. Wir Jungen waren zu dumm, um die Tragweite des Geschehens zu erfassen. Die Erwachsenen waren nach den Jahren der Armut und Arbeitslosigkeit diesem Propheten Hitler mit seinen Versprechungen verfallen. Es gab ja einige Volksabstimmungen, deren Ergebnisse sich von denen in der DDR in nichts unterschieden. Zu 99,5 Prozent wurde immer mit Ja gestimmt. Jeder Wahlberechtigte war namentlich erfaßt und verpflichtet, seine Stimme abzugeben.

Während der Zeit, in der wir in Hamar eine Ausbildung in Eis und Schnee durchmachen mußten, machte ich die Bekanntschaft eines Kameraden, der als Zivilist in einer Gauleitung Hausmeister und Mädchen für alles gewesen war. Er vertraute mir an, daß er mit dabei gewesen war, wenn Wahlurnen, das waren damals noch einfache Pappkartons, mit den Stimmzetteln vernichtet worden sind. Er sagte, daß die Zettel ungeordnet aus den Kartons herausgefallen wären und wahrscheinlich überhaupt nicht ausgezählt gewesen seien.

Meine Erlebnisse möchte ich hier unterbrechen und über die Zeit und Geschehnisse berichten, in der ich ja auch nur als

ein kleines Rädchen mitgelaufen bin. Von der Judenverfolgung und dem Holocaust wird überall berichtet. Die Ursachen und schlimmen Begebenheiten, die dazu führten, werden vergessen. Die wenigsten Leute, die das Buch Hitlers, „Mein Kampf“, gelesen haben, waren sich darüber im Klaren und haben nie daran gedacht, daß die Idee eines deutschen Volkes in einem Land, in dem nur Arier leben sollten, auf diese Weise wahrgemacht werden würde. Begonnen hat das damit, daß die NSDAP Zeitung „Der Stürmer“, eine Wochenzeitung, überall und auf jedem Dorfe in Schaukästen ausgehängt wurde. In allen Dörfern wurden Litfaßsäulen aufgestellt, damit jeder über alles informiert war. Anfangs waren es auch die katholische Kirche und ihre Mitarbeiter, die hier verunglimpft wurden. Es wurde berichtet von Prozessen gegen Würdenträger der Kirche in Hannover und Köln. Der Talmud, das jüdische Religionsbuch, wurde als Übel zitiert und verdreht. Die meisten Menschen hatten nie in das Buch hineingeschaut und konnten sich kein Urteil bilden. Zwischen Christen und Juden war ein Vakuum, irgendeine Hemmschwelle, und das schon seit langer Zeit. Aber die Menschen lebten miteinander, vielleicht mit etwas Mißgunst, weil die Juden fast alle erfolgreiche Geschäftsleute waren. Es war aber kein Haß unter den Menschen, der so groß gewesen wäre, daß irgend jemand die Juden hätte umbringen wollen. Sehr viele Leute kauften ihre Sachen in jüdischen Geschäften. Sie besaßen das größere Angebot und waren auch immer nett zu den Kunden. Der Herr Kalheim, der in Westerborg ein Geschäft besaß, hatte meinem Vater, der jedes Jahr für

Winterfutter sorgen mußte, sogar erlaubt, das Gras von einer seiner Wiesen abzuern-ten.

Es ist nicht so, daß alle Menschen allem Treiben der NSDAP schweigend zuge- sehen haben. Als die Männer gezwungen wurden, an den Sonntagen anstatt die Got-tesdienste zu besuchen, mit einem Holzge- wehr zu exerzieren, gab es schon Wider- stand oder Reibereien. Da waren noch kei- ne zehn Prozent, die da gerne mitmachten. Sie hatten keine Wahl, es wurde keiner ge- fragt, es wurde einfach angeordnet. Es wa- ren nicht wenige, die eingesperrt wurden oder im KZ landeten. Jede Äußerung oder kritische Bemerkung wurde im Keim er- stickt. Es war auch nicht das Volk, daß in der Kristallnacht die Juden verfolgte und zusammentrieb, es waren kleine Gruppen uniformierter SS-Leute mit ein paar Nach- läufern, die die Synagogen in Brand steck- ten, genau wie heute einige Rabauken, die in den Fußballstadien randalieren. Mit ei- nem Aufwand von Hetze und Propaganda hat man so lange agitiert, bis viele glaub- ten, daß ein Krieg alle Probleme lösen kön- ne. Die Annektion Österreichs und des Su- detenlandes, der Einmarsch in Polen wur- den uns mit Sondermeldungen über Er- folge und Siege derart eingetrichtert, daß nur wenige Menschen es wagten, Beden- ken zu äußern. Mir selbst war das alles etwas unheimlich, aber ich bin mitmar- schiert, wie der Führer es befohlen hat, ge- dankenlos wie in einer Hammelherde. Vor allem, wenn wir mit der Hitlerjugend, ei- ne selbstgebastelte brennende Fackel in der Hand, nachts im Gleichschritt durch die kaum erleuchteten Dörfer zogen und uns durch Singen von Heldenliedern selber Mut

machten. Eines dieser Lieder mußte, so- bald wir durch die Dörfer zogen, besonders laut hinausgeschrien werden. Den Text ha- be ich mittlerweile vergessen, der Refrain ist wie ein Fluch, den ich wohl nie verges- sen werde: Ich zitiere: „Siegreich wollen wir Frankreich schlagen, sterben als ein tap- ferer Held“. So manchesmal kam mir das Lied in den Sinn, wenn der eisige Wind den Schnee durch die Tundra trieb und meine Glieder fast im Frost erstarrten.

Die Erfahrungen aus Gotha, von mei- ner Grundausbildung, waren eher dürftig. In Belgien kamen mir zum erstenmal Be- denken über unsere Gegenwart, als wir mit der Bevölkerung in Berührung kamen. In Knokke waren wir im Hotel Brighton untergebracht. Der Hausherr schaute uns grimmig nach, wenn wir mit unseren ge- nagelten Stiefeln die schöne Treppe und das tolle Parkett strapazierten. Auch der strenge Befehl, nichts zu stehlen oder zu demolieren, änderte nichts an den feind- lichen Blicken, mit denen uns die Belgier begegneten. Die Heeresleitung gab sich al- le Mühe, die Bevölkerung nicht zu provo- zieren. Das ging soweit, daß mehrere Sol- daten vors Kriegsgericht gestellt wurden, nur weil sie wegen ihres Hungers auf einem Acker Kartoffeln geklaut hatten. Sie wur- den wegen Mißachtung eines Befehls zum Tode verurteilt, um ein Exempel zu sta- tuieren. Das von Generaloberst Rundstedt bestätigte Urteil wurde damals durch Ta- gesbefehl allen Truppenteilen zur Kenntnis gebracht. Daß ich auch eines Tages wegen eines ähnlichen Deliktes einem Richter vor- geführt werden würde, ist mir damals nicht in den Sinn gekommen.

Den konfusen, undurchsichtigen Verwal-

tungsapparat der Behörden, mit dem wir Menschen unsere Schwierigkeiten haben, hat es damals schon gegeben. Obwohl ich eine besondere Ausbildung bei der Flak hatte, steckte man mich im Sennelager in eine Panzereinheit. Nach vier Wochen Ausbildung auf diesem stählernen Sarg, der in jedem kleinen Sandloch stecken blieb, war es nur noch eine Frage der Zeit, bis man uns nach Osten schickte. Detmold, das nächste Städtchen, das man mit einer kleinen Bimmelbahn erreichen konnte, war auch der Ort, an den wir uns nach Dienstschluß so oft wie möglich verkrümelten. Eines Tages war es bei einer solchen Kneipentur ziemlich spät geworden, und der Fusel (Schnaps) hatte mir so zugesetzt, daß ich heute noch nicht genau sagen kann, wie ich in dieser Nacht von Detmold in unsere Baracke zurückgekommen bin. Als ich am nächsten Morgen mit einem riesigen Kopfbrummen und voller Dreck und Kohlenstaub aufwachte, war die Behausung leer, alles ausgeflogen, abgereist nach Osten. Wenn ich daran zurückdenke, frage ich mich immer wieder, war das Zufall oder war es Fügung? In dem Durcheinander, das damals im Lager herrschte, erwischte man mich erst nach zwei oder drei Tagen, steckte mich zu einem Luftwaffenfeldregiment, mit dem ich am nächsten Tag das Sennelager verließ. In Stettin wurden wir eingeschifft und landeten am dritten Tag nach einer stürmischen Überfahrt über das Skagerak im Hafen von Oslo. Dicke, die Berge und Stadt einhüllende Wolken und eiskalter Schneeregen empfingen uns an diesem besonderen Tag. Ein Tag, an dem die Menschen sich besonders einander verbunden fühlen, an dem der En-

gel in Bethlehem verkündete: Frieden den Menschen auf Erden. Es war der zweite Weihnachtstag des Jahres 1942. Es war einer der traurigsten Tage der viereinhalbttausend Männer, die man in Uniform gesteckt und mit denen ich an diesem Tag die Nordwayk verließ und die Füße zum erstenmale auf Norwegens Boden setzte. Damals konnte ich ja nicht ahnen, daß der Norden mich zweieinhalb Jahre festhalten und daß Oslo noch einige Male mein Reiseziel sein würde, nicht nur der Hafen oder die Festung Akerhus, in die ich auf meinen Kurierfahrten mußte. Es waren die Menschen, denen ich durch einen Zwischenfall, der sich beim Entladen des Schiffes ereignete, nähergekommen war. Ein Hafenarbeiter, den ich vor einem schweren Unfall bewahrt hatte, lud mich ein zu seiner Familie. Hier begann für mich ein Lernprozeß. Bis dahin hatte ich noch keinen Gedanken daran verloren, wie die Menschen dachten und fühlten, wenn fremde Soldaten ihr Land beherrschten. Erst die doch schwierige Unterhaltung, und die Fragen, die mir ein norwegisches Schulmädchen stellte, auf die ich selber keine Antwort geben konnte, brachten mich zum Nachdenken. Nicht nur ein kleines Buch mit der norwegischen Grammatik, die mir das Mädchen schenkte, das mich in den zwei Jahren, die ich in dem Land verbrachte stets begleitete, haben so viel in mir bewegt, wie die Fragen und die Begegnung mit dieser Familie, in dieser für mich unvergesslichen Weihnachtswoche des Jahres 1942.

Norwegen

Diese Begegnung hat mich irgendwie inspiriert und mir die Scheu genommen, mit der ich bis dahin fremden Menschen begegnet bin. Von da an suchte ich, wenn es möglich war, die Nähe der Bevölkerung. Eifrig beschäftigte ich mich mit der Landessprache. Meine Vorliebe galt den Fischern, die an den Kais und mit ihren Blinkern ein paar Fische zu fangen versuchten und mit verkniffenen Augen das Treiben der deutschen Soldaten beobachteten. Diese kleinen Begegnungen waren für mich ein Ansporn, mir möglichst viel von deren Sprache anzueignen. Wegen meines Lerneifers wurde ich oft von meinen Kameraden gehänselt. Die Frage, ob oder wie lange ich den dort oben bleiben wolle, wurde mir oft gestellt. Der Besitz einer norwegischen Zeitung, in der sehr kritische Anmerkungen standen, besonders die Berichte über das Kriegsgeschehen, was oft nicht mit dem, was man uns eintrichterte, übereinstimmte, hatte mir eines Tages einigen Ärger eingebracht. So geschah es auch, daß der Chef bei uns in der Stellung erschien — wir lagen draußen am Fjord, um die Küste zu überwachen — und ließ mich stramm stehen, erteilte mir eine Rüge und nahm mir meine norwegischen Zeitungen weg, nachdem mich einer von meinen Kameraden verpiffen hatte.

In Fauske, das liegt am Ende eines Fjords, etwa hundert km über dem Polarkreis, wohnten wir in Häusern, die von der Armee requiriert worden waren. Besonders hier wo wir zwischen unter der norwegischen Zivilbevölkerung wohnten, wo es auch zuweilen Konflikte gab, hier hatte ich

die beste Gelegenheit, meine wenigen norwegischen Sprachkenntnisse zu verbessern. Ein alter Fischer freute sich immer, wenn ich ihn besuchte, er brachte mir das Angeln mit dem Blinker bei. Jeder Fisch, den ich unsere Unterkunft mitbrachte, war eine Bereicherung für unsere doch ziemlich karge Verpflegung. Als ich mich einmal bei dem Fischer über Zahnschmerzen beklagte, bot er mir an, mich seinem Schwiegersohn vorzustellen, der als Zahnarzt in Bodö eine Praxis hatte. Das war für mich eine gute Empfehlung. Auf diese Weise machte ich die Bekanntschaft mit einem Mann, der uns Deutsche auf den Mond wünschte, mich aber nur als Patienten mit Zigaretten und Schnaps betrachtete und mich nach drei oder vier Besuchen doch recht freundlich verabschiedete.

In den wenigen Wochen, die wir in Hamar stationiert waren, landete ich nach einigen Spezialausbildungen, wie zum Beispiel Sprengkommando oder Minenleger, auch noch bei den Sanitätern, bei denen man mich auch noch als Hilfskrankenträger ausbildete. Dort begegnete ich zum ersten Mal einem Offizier mit menschlichen Zügen. Er brachte uns nicht nur das Behandeln von Verwundeten bei, sondern versuchte, ohne uns zum Widerstand aufzufordern, unsere Kritik zu wecken und uns mit dem, was in und mit Deutschland geschah, auseinanderzusetzen. Was dieser Mann uns damals beibringen wollte, haben wir alle erst viel später begriffen.

Dem glücklichen Zufall, daß der Fischer mich mit seinem Schwiegersohn bekannt gemacht hatte, habe ich es zu verdanken, daß mir die Operation „Zahnuntersuchung“ erspart geblieben ist. Da es auf un-

serem Stützpunkt weder Arzt noch Zahnarzt gab, erschien von Zeit zu Zeit ein Sanitäter, der wegen des öfteren Auftretens von Skorbut den Zustand unserer Zähne zu kontrollieren hatte. Jeder mußte zur Zahnkontrolle, das war Befehl. Zwei oder drei Soldaten sorgten dafür, daß der Amateurzahnklempner unbehindert seinen Auftrag ausführen konnte. Ohne lange zu diskutieren, klopfte er mit seiner Zange auf jeden verdächtigen Zahn. Sobald der Patient einen Laut von sich gab, hatte er selbst das Urteil für den Zahn gesprochen. Ohne Betäubung wurde der Zahn das Opfer eines unerbittlichen Befehls, gegen den es keinen Widerspruch gab. Das mörderische Werkzeug packte den Zahn, drehte ihn einmal rechts, einmal links, ein kleiner Ruck und mit einer Routine, wie ich es später nicht mehr bei einem Zahnarzt erlebt habe, befreite er den vor Schmerz stöhnenden Deliquenten von jedem Übel, das seine Dienstunfähigkeit hätte bewirken können. Mit einem dicken Wattebausch im Mund, der das Bluten verhindern sollte, wurde der Patient durch eine Seitentür hinausbefördert. Mir dreht sich heute noch der Magen um bei dem Gedanken daran, daß ich diese Methode als Zahnarztgehilfe mehrere Stunden mitmachen, und die Kameraden auf einem wackeligen Stuhl festhalten mußte. Das kann sich heute kein Mensch mehr vorstellen, aber das war Befehl. An einem Tag mußte die ganze Einheit untersucht sein. Von den über hundert Mann zählenden Batterie war es bestimmt jeder Vierte oder Fünfte, der diese Tortur zu erdulden hatte. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich noch an einen Kameraden, der sich beim Polenfeldzug in Westpreu-

ßen als Deutscher ausgegeben hatte und prompt in einer deutschen Kaserne gelandet war. Er war in seinem ganzen Leben noch keinem Zahnarzt begegnet und ganz verzweifelt über die Prozedur, die er erdulden mußte. Er war fest überzeugt, daß man ihm die falschen Zähne gezogen habe, denn die Schmerzen waren danach größer als vorher.

Im Verhältnis zur Wirklichkeit war diese Behandlung ein schlimmes, aber kleines Übel. Betäubungs- oder Schmerzmittel waren Mangelware. Auf dem Rückzug vom September 1944 bis Mai 1945 in Finnland hatte ich mangels eines Sanitäters als ausgebildeter Hilfskrankenträger die Verantwortung für einen Sanitätstornister in unserem Zuge. Der Inhalt bestand aus einem kleinen Fläschchen Jodtinktur, einer Handvoll Binden und Verbandsmull, einer Pinzette und einer Schere. Dann noch Aspirintabletten für den Afrikaeinsatz, nichts, mit dem man einem Verwundeten Hilfe hätte leisten können, um seine Schmerzen zu lindern. Die nächste Verbandsstelle war zehn oder zwanzig Kilometer im Hinterland und nur durch Dreck und Matsch zu erreichen. Später, in der Gefangenschaft, erzählten mir dann Kameraden, daß es auf einigen Kampfplätzen in Rußland nicht viel besser gewesen war. In einem Brief, den ich von meinem Schulfreund Josef Holzbach noch erhielt, schrieb er mir von seiner Verwundung und den starken Schmerzen, die er zu ertragen habe. Das war die letzte Nachricht, die ich von ihm erhielt. Es war nur eine Bestätigung von dem, was von der Ostfront berichtet wurde.

Von der damaligen medizinischen Tech-

nik habe ich auch etwas abbekommen. Nicht mit den Zähnen, aber mit einem Fuß. Auf unserem Rückzug aus Finnland hatte sich unter meiner Fußsohle ein ganz böses Hühnerauge angesiedelt. Der Fuß schmerzte derart, daß ich nicht mehr auftreten konnte. Ein Sanitäter einer Nachbareinheit versuchte, mich von diesem Übel zu befreien. Auf einem Stapel Munitionskisten, festgehalten von drei Kameraden, begann der Sanitäter seine chirurgischen Fähigkeiten an meiner Fußsohle unter Beweis zu stellen. Zunächst hatte er alle Mühe eine Nadel durch meine mit Hornhaut überzogene Fußsohle zu bohren. Noch ehe die Nadel mit dem Betäubungsmittel an das Übel herankam, brach sie ab und steckte in meiner Fußsohle. Schließlich gelang es dem Meister der Chirurgie, die Nadel und das Hühnerauge zu entfernen. Mit Hilfe eines dicken Fadens gelang es ihm, das hinterlassene Loch zu schließen. Eine Münze wurde auf die Wunde gepreßt, damit die Blutung aufhörte. Da Strümpfe bei uns Mangelware waren, trugen wir fast alle nur Fußlappen an den Füßen. Der vom Blut vollgesaugte Lappen an meinem schmerzenden Fuß mußte am ersten Tag mehrmals ausgewrungen werden. Wäre das nicht im hohen Norden und im eiskalten Winter gewesen, hätte ich außer meinen Schmerzen sicherlich auch noch eine Infektion oder Wundfieber bekommen, an dem auf wärmeren Kriegsschauplätzen sehr viele Verwundete gestorben sind.

Norwegen, das auf der Landkarte so klein erscheinende Land, ist uns damals unendlich vorgekommen. Von Hamar nach Trondheim waren wir fast drei Tage unterwegs. In allen Häfen, in denen ich mit mei-

ner Einheit und auch später als Kurier Halt machte, das gleiche Bild. Grau das Wetter, grau die Berge. Auch wenn das ganze Land im Schnee erstarrte, gab es in den Häfen nur Schneematsch. Selbst in Narvik wurde der Schnee zu einem grauen Matsch, obwohl hundert Meter höher alles in Eis erstarrte. Die Männer, die mit ihren Händen in den tiefen Hosentaschen teilnahmslos an der Mole standen, waren fast alle Fischer, die sich wegen des Krieges nicht mehr auf die See hinauswagten. Treibminen, die von englischen Schiffen planlos ausgelegt worden waren, verunsicherten alle Hafeneinfahrten und wurden manchem Boot zum Verhängnis, nicht nur den deutschen Versorgungsschiffen, sondern auch den norwegischen Fischern, wenn so eine Miene in ihren Netzen hängen blieb. Das Meer, von dem die Menschen gelebt hatten, war ihnen, seit die Deutschen das Land besetzt hatten, versperrt. Ihre Fanggebiete waren sehr begrenzt, sie beschränkten sich auf Einzelaktionen in den Fjorden, in denen sie wegen der vielen Riffe keine Netze auswerfen konnten. Daß die Männer, die stundenlang am Kai standen und versonnen aufs Meer starrten, die Hände tief in den Hosentaschen vergruben, war mir schon in Oslo aufgefallen. Es war auch nicht der Umstand, daß die Hände bis fast an den Ellenbogen in der Hose verschwanden, es war ihre Haltung, die mir aufgefallen war.

Auch den Sommer über, wenn die Mitternachtssonne sich auf dem Wasser spiegelte, standen sie genau so da, die Hände blieben tief in den Taschen. Man muß wohl dort gelebt haben, um die Menschen zu verstehen. Sie stehen am Kai und warten,

warten auf das nächste Schiff, das kommen soll, dessen Fahrplan nicht von der Uhr bestimmt wird. Es ist das Meer mit seinen Unberechenbarkeiten, das ihre Zeit bestimmt.

In Fauske, an einem Fjord zwischen Trondheim und Narvik, wo wir mehrere Monate die deutsche Nordflanke bewachten, hatte ich mich mit einem Fischer angefreundet. Das war schon etwas Besonderes, denn die Bevölkerung war den Soldaten gegenüber doch eher zurückhaltend. Anfangs waren es ein paar Zigaretten, später eine Flasche Gin, die unser Freundschaft am Leben erhielt. Vor allen Dingen half er mir, meine bescheidenen norwegischen Sprachkenntnisse zu verbessern und die Menschen zu verstehen, die wir uns zu Feinden gemacht hatten, indem wir ihnen unsere „Freiheit“ aufzwangen. Schweigsam und ohne ihren Gesichtsausdruck zu verändern, begegneten sie uns Deutschen irgendwie fremd, nicht feindlich, aber auch nicht besonders freundlich, denn wir hatten ihnen ja ihre Häuser abgenommen, für die der deutsche Staat eine Entschädigung zahlte, die aber wahrscheinlich ziemlich bescheiden war.

Eine durchgehende Straßenverbindung von Oslo bis hoch in die Finnmark, das ist der nördlichste Teil Norwegens, gab es nicht. Abgesehen von einigen kleinen Teilstrecken entlang der Fjorde wurden alle Verbindungen zwischen den einzelnen Niederlassungen mit dem Kutter zurückgelegt. Bei Mosyön endete nicht nur die Eisenbahn, sondern auch die Straßenverbindung nach Norden. Das war am 66. Breitengrad, fast hundert Kilometer unter dem Polarkreis. Erst während des Krieges baute die

OT (Organisation TOT) nicht nur eine elektrische Überlandleitung in den hohen Norden, um die einzelnen Stützpunkte mit Strom zu versorgen, sie bauten auch eine Straße bis Fauske. Während unseres Aufenthaltes in Fauske war die OT dabei, die Tunnel zu sprengen, um die Eisenbahnlinie bis Narvik zu bauen. Als unsere Einheit von Fauske an den Bardufoss, dort war der nördlichste Flugplatz in Norwegen, verlegt wurde, das war keine dreihundert km Luftlinie, wurden wir mit dem Schiff bis Narvik gebracht, wir waren sechs Tage unterwegs.

Der Bardu ist ein kleiner Fluß nördlich von Narvik, nachdem der von der deutschen Armee eingerichtete Flugplatz benannt wurde. Dort trafen sich vor dem Krieg reiche Leute zum Lachse fangen und zur Jagd, darunter auch Winston Churchill. Er soll dort eine Jagdhütte gehabt haben. Hier oben lernte ich so richtig den nordischen Winter kennen. Auf einer kleinen Anhöhe am Rande der Rollbahn hatten wir zum Schutze gegen feindliche Angriffe unsere Kanonen in Stellung gebracht. Der viele Schnee, mit dem der eisige Sturm uns eindeckte und unsere Stellung an manchen Tagen in weniger als einer Stunde unter sich begrub, machte uns mehr zu schaffen als der Krieg. Über zwei Monate, in denen kein Tageslicht zu sehen war, Hunger und Sorgen, wie es wohl in der Heimat sein würde, waren für uns alle deprimierend. So manchesmal, wenn unsere Geschützbedienung, das waren sechs bis acht Mann, in unserem Bretterverschlag, unserer Unterkunft, bei einer Petroleumlaterne zusammenhockten, stellten wir uns die Frage, was wir eigentlich hier oben zu suchen hätten. Keiner wagte darüber zu re-

den, die Gefahr, denunziert zu werden und wegen Wehrzerstörung vor einem Kriegsgericht zu erscheinen, war ziemlich groß. Abgesehen davon, daß wir die Aufgabe hatten, das Rollfeld vor feindlichen Angriffen zu schützen, waren wir ein ganzes Stück vom Krieg entfernt. Unsere Probleme waren der Hunger, die Nässe und die Kälte. Ein junger Schneidergeselle, der einmal meinte, daß es besser sei, fünf Minuten feige zu sein als sein Leben lang tot, wurde einige Tage später abgeholt und nie wieder gesehen. Als im März 1944 einige von meinen Kameraden einen Elch jagten, um unsere Tagesration etwas aufzubessern, verirrte sich das verwundete Tier bis an unsere Stellung. Damals freuten wir uns über den Elchbraten. Hätte ich damals gehaut, daß der Schuß, mit dem ich das Tier erlegte, so schlimme Folgen haben würde, hätte ich bestimmt nicht geschossen. Die 12 Kameraden, die mitgeholfen hatten, das Tier auszuweiden, wurden vom Kriegsgericht zusammen zu 53 Monaten Gefängnis verdonnert, weil es ausdrücklich verboten war, den Norwegern die Tiere abzuschießen.

Da ich am Tage der Verhandlung wieder einmal als Kurier unterwegs war, wurde meine Verhandlung abgetrennt. Am 22. Juli 1944 mußte ich dann vor einem Richter erscheinen, der mich dann wie einen Schwerverbrecher behandelte. Zunächst bekam ich die Anklage vorgelesen, die sich auf die Aussagen meiner bereits verurteilten Kameraden stützte. Ohne daß ich auch nur ein einziges Wort zu meiner Verteidigung sagen durfte — einen Verteidiger gab es nicht — bekam ich eine Standpauke gehalten, wie sich ein deutscher Sol-

dat zu verhalten hätte und wurde im gleichen Atemzug zu zwei Jahren Festung oder Strafkompagnie verurteilt. Begründet wurde das Urteil damit, daß ich als Geschützfürer für alles verantwortlich sei. Daß ich das Jagdverbot mißachtet habe, sei einer Befehlsverweigerung gleichzusetzen.

Drei Tage nach dem Urteil wurde meine Einheit im Eiltempo nach Finnland geschickt. Gegen Ende des Winters, etwa acht Monate nach meiner Verurteilung, im März 1945 muß es gewesen sein, kam der Chef zu mir und teilte mir mit, daß das Urteil verworfen worden sei und er Auftrag habe, mich disziplinarisch zu bestrafen. Er ließ mich stramm stehen und sagte im militärischen Ton: „Obergefreiter Sauer, hiermit bestrafe ich Sie mit der Mindeststrafe von drei Tagen Arrest, was hiermit geschehen ist“. Die Geschichte mit dem Elch und die Verurteilung von 13 unbescholtenen Soldaten, die man so hart bestraft hatte, nur weil sie ihren Hunger stillen wollten, hatte große Unruhe in der Truppe hervorgerufen. Die Moral in unserer Einheit war auf dem Nullpunkt. Nach der Gerichtsverhandlung waren einige verantwortliche Offiziere, die bei der Anklage mitgewirkt hatten, strafversetzt worden, darunter auch unser Chef. Dem Oberleutnant, der unsere Batterie dann übernommen hat, war das selber peinlich, besonders als er auch noch auf Grund unseres Einsatzes nach der finnischen Kapitulation das Ritterkreuz erhalten hatte, für einen Einsatz also, an dem er gar nicht teilgenommen hatte. Als wir später, nach der deutschen Kapitulation, im Lager Rinnan bei Trondheim interniert waren, kam er zu mir und sagte, daß er, als er vom bevorstehenden Kriegsende er-

fahren habe, alle Unterlagen über die Geschichte vernichtet habe, damit keiner von seinen Leuten als Vorbestrafter in die Heimat zurückkehren müßte.

Finnland, ein Land, das ich auch nur vom Hörensagen kannte, von dem keiner von uns eine richtige Vorstellung hatte, überraschte uns schon am ersten Tag, als wir es betraten, mit seinen Eigenheiten. Die Tundra mit ihren vielen Seen und Sümpfen empfing uns in den letzten Julitagen des Jahres 1944 mit einer fast tropischen Hitze. Kein Lüftchen war zu spüren. Eine brütende Hitze und die hohe Luftfeuchtigkeit nahmen uns den Atem. Nachdem wir, ohne einmal Rast zu machen, über hundert Kilometer über nur mit Sand aufgeschüttete, unbefestigte Wege in einer von den vielen Fahrzeugen aufgewirbelten Staubwolke zurückgelegt hatten, schlugen wir in der Nähe des Inarisees unsere Zelte auf. Der Anblick des ersten Wassers, das wir nach zwei Tagen Staub und Hitze zu Gesicht bekamen, kam uns wie eine Erlösung vor. Ohne Argwohn entledigten wir uns im Eiltempo unserer Klamotten, und wie uns der Herrgott erschaffen hat, gingen wir baden, baden im wahrsten Sinne des Wortes. Das erste Bad in dem brakigen Wasser bescherte uns eine Menge Ärger. Ganze Schwärme Stechmücken hatten wir aufgeschreckt. Erbarmungslos fielen sie über uns her. Nicht genug damit, daß wir im Wasser angegriffen wurden, nein, das Vieh verfolgte uns auch noch bis in unsere Zelte und biß zu, wo es nur konnte. Am nächsten Morgen hatten fast alle rote, verstoichene Körper und Gesichter. Einige reagierten allergisch und erkrankten am Sumpffieber. Damit nicht genug: Als die

Feldküche uns auch noch das aufgewärmte Wasser als Tee servierte, haben diese Insekten auch noch unserem empfindlichen Innenleben gewaltig zugesetzt. Glücklicherweise waren die Russen weit genug entfernt, sie hätten unseren ganzen Haufen widerstandslos einkassieren können.

Der weitere Marsch nach Süden, über Rovaniemi, Kuusamo bis an den Ponsalenjoki, einem kleinen Fluß an der russischen Grenze, kam uns unheimlich vor. Nur an Seen, Sümpfen und undurchdringlichen Gehölzen führte unser Weg vorbei. Abgesehen von ein paar Lappen, die mit ihren Rentierherden durch das Land zogen, kann ich mich nicht daran erinnern, einen Finnen oder ein Dorf gesehen zu haben. Den ersten richtigen Wald aus Tannen, Fichten und Laubgehölzen bekamen wir zum ersten Mal zu Gesicht, als wir den 68. Breitengrad passiert hatten und uns Rovanjemi näherten. Von Rovaniemi hatten wir schon öfter gehört. Dort sollten doch 1940 Olympische Winterspiele stattfinden, sagte man uns. Umsomehr waren wir überrascht, abgesehen von wenigen Gebäuden eine Siedlung von Holzhäusern vorzufinden. Das wenige, an das ich mich von der Stadt noch erinnere, war eine große Eisenbahnbrücke und eine Skischanze, die sich weit sichtbar jenseits des Flusses vom Himmel abhob. Dabei war diese Niederlassung Dreh- und Angelpunkt für den ganzen nördlichen Teil Finnlands. Hier war die nördlichste Haltestelle der finnischen Eisenbahn. Hier war Endstation. Von hier aus wurde die deutsche Armee versorgt mit Waffen, Benzin und Lebensmitteln. Ausgerechnet dieser Umstand wurde der Stadt zum Verhängnis. Sie wurde später das Opfer des „siegrei-

chen Rückzugs“ der deutschen Armee. Ein vollbeladener Versorgungszug sollte mitsamt der Brücke, die über den Fluß führte, gesprengt werden, um die Russen aufzuhalten. Nachdem man den Zug auf der Brücke in Brand gesetzt hatte, lösten sich plötzlich die Bremsen, der Zug machte sich selbständig und rollte zurück in den Bahnhof, entgleiste, explodierte mitsamt der Munition und dem Treibstoff, der an den Gleisen gelagert war und verwandelte die Stadt in ein Flammenmeer.

Drei Monate später, unmittelbar nach diesem Unglück, auf unserem Eilmarsch von Kemijärvi nach Tornio, bot uns Rovaniemi ein trauriges Bild. Dicker Rauch lag über der Stadt, an einigen Brandherden leuchtete noch die Glut in der Nacht. Auf unserem Weg lagen tote Soldaten, dazu ihre Pferde, noch angeschirrt an schweren Feldhaubitzen, die von der Explosion überrascht worden waren. Später wurde erzählt, daß außer den dort lagernden deutschen Soldaten auch eine Menge Zivilisten umgekommen seien.

Finnland, das Land der tausend Seen, wurde schon 1938 von den Russen angegriffen und befand sich seither im Kriegszustand. Ein Land ohne Straßen, nur sandige oder morastige Wege, die vielen schweren deutschen Wehrmachtsfahrzeugen zum Grab wurden. Hier oben hin schickte man den Finnen eine ganze Armee zur Hilfe. In den nördlichen Teil des Landes, vom 66. Breitengrad bis zum Nordatlantik, 500 Kilometer über dem Polarkreis, an einer vorgelagerten Halbinsel, fanden immer wieder schwere Kämpfe statt. Von dort aus hat die deutsche Armee viele Angriffe gestartet, um den Hafen von Murmansk lahmzu-

legen. Murmansk, der einzige im Sommer eisfreie russische Zugang zum Nordmeer, hat für uns Deutsche eine besondere Geschichte, an die sich heute, nachdem fast achzig Jahre vergangen sind, kaum noch jemand erinnert. Entlang der tausend Kilometer langen Bahnstrecke von Leningrad bis Murmansk, die in der Zeit des ersten Weltkrieges erbaut wurde, liegen tausende deutscher Kriegsgefangener von 1916 begraben, die bei diesem Bahnbau eingesetzt waren. Der größte Teil von ihnen wurde dort begraben, wo sie starben, verscharrt und vergessen in der kalten Erde. Es wurde einmal erzählt, daß dort mehr deutsche Gefangene liegen würden als Schwellen unter den Schienen.

Am 3. September 1944 kapitulierte die finnische Armee. Den fünfhunderttausend deutschen Soldaten, die im hohen Norden eingesetzt waren, war der Weg zur Ostsee, auf dem sie gekommen waren, versperrt. Durch diese Situation waren wir in eine üble Lage hineingeraten. Als die Heeresleitung über die Kapitulation der Finnen unterrichtet wurde, waren die Russen schon dabei, uns den Rückzug abzuschneiden. Da selten ein Unglück allein kommt, brach auch über Nacht der frühe Winter über uns herein. Das Land versank im Schneeregen. Alle auf einem in der Nähe liegenden Feldflughafen stationierten Stukas und Jagdflugzeuge versanken im Schlamm. Um zu retten, was zu retten war, wurde ein Stoßtrupp zusammengestellt und erhielt den Auftrag, ein russisches Versorgungslager zu zerstören. Ein Zug Infanterie, vier Panzer und ein Zug mit zwei-Zentimeter-Flakgeschützen auf Selbstfahrlafetten, zu dem ich gehörte, wurden unter widrigsten

Umständen Richtung Osten geschickt. Der Auftrag wurde auch mit allerlei Schwierigkeiten durchgeführt. Nur hat keiner von uns daran gedacht, daß wir eine Art Himmelfahrtskommando sein könnten. Während wir uns mühevoll durch Gestrüpp und Sumpf den Russen entgegenbewegten, um das Lager zu zerstören, setzten sich alle Einheiten, die am Feldflughafen am Ponsalenjoki stationiert waren, nach Westen ab. Wir waren abgeschrieben. Deutsche Pioniere haben die einzige Brücke über den Fluß gesprengt, über die wir uns hätten zurückziehen können. Das war ein Zeichen von Kopfflosigkeit und Verantwortungslosigkeit gegenüber uns und vor allem den über hundert Kameraden, die das andere Ufer nicht mehr erreichen sollten.

Das soll nur ein Beispiel sein für so viele unsinnige Dinge, die sich auch auf anderen Kampfplätzen zugetragen haben. Es wurden einfach hundertzwanzig Leute geopfert, damit sich andere retten konnten. Wir waren ahnungslos in eine Falle geraten, aus der ein Entrinnen fast unmöglich war. Vor dem russischen Maschinengewehrfeuer von zwei Seiten konnte uns bald nur der Sprung ins eiskalte Wasser retten, und zu versuchen, in der Dunkelheit das andere Ufer zu erreichen. Mit einem Häuflein von an die zwanzig Leuten fanden wir uns in der Dunkelheit zusammen und liefen so schnell wir konnten, um den Russen zu entkommen, durchnäßt vom Bad im Fluß, der Kälte, dem Schneeregen. Dazu hatten wir auch noch die Orientierung verloren, streiften im Regen und Schneegestöber durch Sumpf und Dickicht auf der Suche nach einer deutschen Einheit. Ausgehungert, vollkommen durchnäßt, kraftlos,

erreichte unser drei Tage durch den karelischen Urwald geirrtes Häuflein endlich eine deutsche Nachhut. Aber ausgerechnet einer SS-Einheit waren wir in die Arme gelaufen! Anstatt uns zu helfen, wurden wir verhöhrt und angeschrien. Wegen Feigheit vor dem Feind wurden wir einfach abgeführt. Schließlich hat man uns einer Infanterieeinheit übergeben, von der auch ein MG-Zug bei unserem Unternehmen teilgenommen hatte. Das war Rettung in allerhöchster Not.

Bis zum 3. September 1944 hatten viele von uns noch an ein Wunder geglaubt, an eine Wunderwaffe, mit der Deutschland den Krieg gewinnen könnte. Mit solchen Parolen hat man der Truppe die Moral erhalten wollen. Es war erst September, und der Winter war schon eingekehrt. Auf dem Weg von Rovaniemi nach Tornio waren es die miserabelen Straßenverhältnisse, der Schneeregen und der erste peitschende Herbstwind, der uns das Leben schwer machte. Zu unserem Auftrag, einen Landeversuch, den die Russen bei Kemi unternommen hatten, abzuwehren, kamen wir zu spät, um noch in das Geschehen eingreifen zu können. Auf unserem Rückzug der schwedischen Grenze entlang nach Norden haben wir nur einmal in einem Dorf übernachten können. Das muß in Pello gewesen sein. In dem Hause, in dem ich untergebracht war, hatte jemand einen großen Zettel an die Wand geheftet, auf dem in deutscher Sprache groß geschrieben stand: *Zerstöret nicht des armen Mannes Haus!* Auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses, auf schwedischem Gebiet, standen die Dorfbewohner und schauten unserem Treiben verängstigt zu. Hier, in Höhe des nörd-

lichen Polarkreises, herrschen immer heftige Winde und Stürme. Auf einem begrenzten Streifen von einigen Kilometer Breite am Polarkreis wächst fast nichts, kein Baum, kein Strauch. Selbst der Schnee, von einem starken, stürmischen Wind getrieben, bleibt nicht liegen. Auf dem langen Weg bis Skiboten, dem uns am nächsten liegenden Einschiffungsort an einem Fjord zur Nordsee, am siebzigsten Breitengrad, haben wir bis April 1945 Tag und Nacht mit eisigem Wind und Temperaturen bis zu fünfzig Grad minus und dem vielen Schnee gekämpft. Abgesehen von den körperlichen Strapazen nagte die Ungewissheit in unseren Köpfen. Seit September 1944, nach der Kapitulation Finnlands, kam keine Post mehr bei uns an, keine Nachricht von zu Hause. Wir waren von der Heimat abgeschnitten und auf uns selbst gestellt. Eine totale Nachrichtensperre war verhängt worden. Das war so schlimm, daß sich am Heiligen Abend 1944 ein Familienvater aus meinem Zug erhängte. Trotz unserer mißlichen Lage kamen Politoffiziere bis in unsere Stellungen, um unsere Treue zum Führer zu prüfen und fütterten uns mit Durchhalteparolen, Drohungen und Einschüchterungsversuchen.

Abgesehen von kleinen Störungen blieben wir von größeren Kampfhandlungen verschont. Mitten im Winter schafften wir unseren Rückzug bis nach Skiboten, einer kleinen Ansiedlung von wenigen Häusern mit einer Anlegestelle für Versorgungsschiffe, von der wir die Möglichkeit hatten, insofern man uns in dem damaligen turbulenten Kriegsgeschehen nicht schon abgeschrieben und unserem Schicksal überlassen hatte, mit Hilfe eines Schiffes nach

Deutschland zurückzukehren. Hier sprengten wir Gruben in die tief gefrorene Erde, zum Schutz gegen die eisige Kälte und den Wind. Hier warteten wir auch bis zum 5. Mai 1945 auf ein Schiff, das uns nach Deutschland bringen sollte. Beim Beladen des Schiffes erfuhren wir zum ersten Mal durch die holländische Besatzung, wie es in der Heimat aussah und daß der Krieg kurz vor dem Ende sei. Heute, indem ich versuche, mich zurück zu erinnern, kann ich den Gefühlszustand, mit dem wir am 5. Mai des Jahres 1945 das Schiff bestiegen, nicht mehr beschreiben. Mit einem Schlag hatte die Freude, wieder in die Heimat zu kommen, einen schweren Dämpfer bekommen. Selbst an diesem Tage drohten uns noch einige Sicherheitsoffiziere damit, uns vors Kriegsgericht zu stellen, wenn einer von einer Kapitulation reden würde. Noch ehe es Nacht wurde an dem für uns so bedeutungsvollen Samstag, dem 5.5.45, kam ein General an Bord und verlangte, daß unsere Einheit sofort wieder ausgeladen werden müsse, um die Russen aufzuhalten, die uns schon ganz dicht aufgerückt waren. Die Ungewissheit in dieser Nacht bedrückte uns alle. Der Gedanke, daß wir am frühen Morgen wieder ausgeschifft werden sollten, hatte uns alle demoralisiert.

Die Geschehnisse in den frühen Morgenstunden des Sonntags, dem sechsten Mai, enthoben uns unserer Sorgen und den Offizieren ihrer Verantwortung, unsere Einheit wieder an Land setzen zu müssen. Das Heulen und Pfeifen der ersten russischen Granaten über unser Schiff hinweg rüttelte uns aus unseren Träumen. Nach ganz wenigen Minuten hörten wir die Ankerketten knirschen, die schweren Motoren ließen das

Schiff erzittern, der holländische Kapitän kümmerte sich nicht um die Anordnung des Generals. Er versuchte sein Schiff und seine Haut zu retten, verließ im Eiltempo die Anlegestelle und nahm mit voller Kraft Kurs auf Tromsö. Das war wieder Rettung in allerletzter Minute. Es war sicherlich das letzte Schiff, das deutsche Soldaten aus der Finnmark abgeholt hat. Unsere Informationen aus der Heimat und vom Kriegsgeschehen waren ja nur aus zweiter Hand. Die Parolen, die unter uns 600 Soldaten die Runde machten, stammten in der Hauptsache von der holländischen Schiffsbesatzung und waren sehr verwirrend und zuweilen abenteuerlich. In Tromsö wurden noch über 600 russische Kriegsgefangene an Bord genommen. Im Hafen von Harstad auf den Lofoten, in dem das Schiff Öl bunkerte, hat dann ein Holländer die Russen aufgehetzt und ihnen erzählt, daß Deutschland kapituliert hätte. Daraufhin griffen sie ihre Wachmannschaft an und wollten sie umbringen. Es war schon eine brenzlige Angelegenheit, denn die Russen waren in das untere Deck eingedrungen und hatten allerhand Waffen erbeutet. Nachdem schon einige Schüsse gefallen waren, gelang es dem Kapitän, die Ruhe wieder herzustellen, indem er den Russen versprach, alle in Narvik an Land gehen zu lassen. Die Dramatik, mit der sich alles abspielte, dauerte über eine Stunde und drohte jeden Augenblick mit einer Katastrophe zu enden. Chaotische Ruferei, das Geschrei, bei dem keiner verstand was der andere zu sagen hatte, die Drohgebärden und die Angst, die fast jedem im Nacken saß, wurden nur von einzelnen Schüssen überhört. Das größte Problem war das Sprach-

problem. Die Russen stammten ihren Gesichtszügen nach aus dem asiatischen Teil Rußlands und hatten große Schwierigkeiten, sich selbst untereinander zu verständigen. Daß sie frei sein wollten, daß sie nach Hause wollten, das haben alle begriffen. Ihr Problem war der Rachegedanke, Rache zu nehmen an uns Deutschen, besonders an der Wachmannschaft, mit der sie auf das Schiff gekommen waren. Ein Funke hätte genügt, ein Schuß mit einer der Panzerfäuste, mit denen sie sich bewaffnet hatten, und das vollgetankte, mit reichlich Munition beladene Schiff hätte uns dorthin befördert, wo keiner hin wollte, keiner von uns, aber auch keiner von den Russen. In der darauffolgenden Nacht, währenddessen das Schiff Kurs auf Narvik nahm, hat keiner von uns ein Auge zugemacht. Einerseits war es die Ungewissheit vom Kriegsende — es war ja schon der elfte oder zwölfte Mai 1945 — andererseits trauten wir den Russen nicht, ob sie uns nicht doch noch überfallen würden, denn nur unter der Bedingung, daß sie sich frei auf dem Schiff bewegen durften, gaben sie die erbeuteten Waffen zurück. Die Angst war nicht unbegründet, denn als wir am 17. Mai in Trondheim von den Engländern in Empfang genommen wurden und alle Waffen abliefern mußten, stellte sich heraus, daß die Russen noch einige Handgranaten in ihren Taschen hatten.

Glücklicherweise war es noch hell genug, um die Mienen, die in der Hafeneinfahrt von Narvik trieben, zu erkennen. Zu dieser Zeit, das war der 12. oder 13. Mai 1945, muß der Holländer genau gewußt haben, daß der Krieg zu Ende ist, denn er verließ die Schären und nahm Kurs aufs offe-

ne Meer, Richtung Holland. Am nächsten Tag, wir waren schon weit draußen auf hoher See, erschienen englische Flugzeuge am Himmel und zwangen den Kapitän mit Hilfe ihrer Bordkanonen den Kurs zu ändern und Trondheim anzulaufen. Das war der 17. Mai 1945, an dem uns englisches Militär an der Mole empfing und uns unmißverständlich aufforderte, unbewaffnet das Schiff zu verlassen. Deutschland habe kapituliert, der Krieg sei zu Ende.

Der Krieg ist aus

Irgendwie war es ein Schock für uns, plötzlich in Gefangenschaft zu sein. Es hat wohl einige Zeit gedauert, bis wir endlich begriffen, was in der Zeit, in der wir in Schnee und Eis isoliert waren, aus Deutschland geworden war. Mit dem letzten Schiff den Russen entkommen zu sein, war ein großes Glück gewesen. Und hier in Rinnan, 50 km nördlich von Trondheim, war unsere Situation im Verhältnis zu den Gefangenenlagern, mit denen ich später noch Bekanntschaft machen mußte, eher ein Ferienort. Die Engländer überließen uns die Selbstverwaltung und die eigene Überwachung. Es gab keine Mauer und keinen Zaun, der uns einengte. Die an die viertausend deutsche Soldaten, die hier untergebracht waren, konnten sich im Umkreis von fast einem Kilometer frei bewegen. Damit die Ordnung eingehalten wurde, stellte man eine Lagerwache auf. Zusätzlich ein Streifenkommando, dessen Aufgabe es war, das Umfeld zu kontrollieren und wenn nötig mit der norwegischen Polizei zusammenzuarbeiten. Auf Grund meiner norwegischen

Sprachkenntnisse wurde ich diesem Kommando zugeteilt. Bedauerlicherweise gab es des öfteren Ärger mit der Bevölkerung, nur weil es in jedem Haufen Leute gibt, die die ihnen zugestandene Freiheit mißbrauchen.

Drei Monate dauerte dieser zwangsweise Aufenthalt im Lager Rinnan. Was uns am meisten bedrückte, war die Ungewissheit, in der wir lebten. Keine Post, keine persönlichen Nachrichten aus der Heimat. Eine Beziehung, die ich mit einem norwegischen Bauern aufgebaut hatte, beschränkte sich auf Eier, Käse, Schnaps und Zigaretten. Immer wieder versuchte ich ein Radio zu erwerben, aber meine Kameraden wollten mir nicht helfen, da nur Sendungen in norwegischer Sprache empfangen werden konnten, aber kaum einer unter uns war, der das verstand. So war keiner bereit, etwas von dem wenigen, was wir hatten, zu opfern. Um meine Zeit zu nutzen, nahm ich am englischen Sprachunterricht teil. Am Ende hatte ich eine Menge Vokabeln gelernt, aber ich brachte kaum ein Wort heraus, das ein Engländer hätte verstehen können.

Schon einige Tage nach der Einlieferung in diesem Lager erschienen die Engländer mit zwei LKWs, suchten an die dreißig Freiwillige, für einen besonderen Zweck. Um der Eintönigkeit zu entgehen, ging ich mit ihnen. Auf der Kommandantur erklärte uns ein Offizier in einem gut verständlichen Deutsch, daß wir die englischen Soldaten bei der Suche nach russischen Gefangenen unterstützen müßten, die nach ihrer Freilassung durch die Gegend streiften und die Bevölkerung verunsicherten. Dieses erste direkte Zusammentreffen mit unseren Feinden war nur eine kleine unbedeutende Ge-

schichte, aber ein besonderes Erlebnis, an das ich noch oft gedacht habe. In unserer Gruppe waren, soweit ich mich noch erinnere, vier Engländer, zwei Norweger und wir fünf Deutsche. Von uns konnte keiner Englisch, von den Engländern konnte keiner Deutsch, ebensowenig die zwei norwegische Polizisten. So trotteten wir eine Weile schweigend hintereinanderher, teils in Gruppen, teils im Gänsemarsch. Unverkennbar die mißtrauischen Blicke unsere Bewacher, ob wir Deutsche nicht doch unsere Freiheit mißbrauchen könnten. Abgesehen davon, daß die Norweger sich mit den Engländern zu unterhalten versuchten, was anscheinend auch einige Schwierigkeiten zu machen schien, glich unser Zug eher einem Trauerzug.

Es bedurfte der Müdigkeit unserer Glieder oder auch einem menschlichen Bedürfnis, daß die Eiszeit, die uns in ihrem Bann hielt, ein wenig abgebaut wurde. Die kleinen, zaghaften Unterhaltungsversuche endeten, nach einer längeren Rast, in einer regen Diskussion, bei der jede Menge Mißverständnisse und Vorurteile unsere Unterhaltung beeinträchtigten, daß es an die Bibel erinnerte, an den Turmbau zu Babel. Unsere Pause hatte sich ganz schön ausgedehnt. Immerhin war eine Unterhaltung in Gang gekommen, die uns trennende, eisige Atmosphäre war gebrochen. Auf dem weiteren Marsch durch die Landschaft wurde miteinander gesprochen. Die Deutschen mit den Deutschen, und ohne es zu wollen marschierte ich zwischen einem Norweger und einem Engländer in einem Glied. Unsere Verständigung funktionierte am besten auf Norwegisch. So wollten die Engländer immer wieder über unsere Unter-

haltung informiert werden. Nachdem wir gegen Abend unsere Tagesration verzehrt hatten, waren wir uns ein kleines Stück näher gekommen. Wir hatten das Feindbild in unseren Köpfen ein wenig zurechtgerückt, wir waren zur Erkenntnis gekommen, daß wir nur Opfer einer unseligen Politik geworden waren. Indem ich das niederschreibe und an den Tag zurückdenke, möchte ich sagen, daß alle froh waren, keinem Russen begegnet zu sein. Den Engländern, denen der Geländemarsch anscheinend am schwersten gefallen war, denn sie waren dauernd damit beschäftigt, auf einer zerknitterten Landkarte den kürzesten Weg zurück in das Dorf zu suchen, aus dem wir am Morgen abmarschiert waren.

Einigen bösen Artikeln über das Verhalten der Bevölkerung uns gegenüber, während unseres Abzuges aus Norwegen, wie ich es nach einigen Jahren in einer Zeitung lesen konnte, möchte ich hier widersprechen. Daß es Zwischenfälle gegeben haben kann, ist sicher möglich. Während meines ganzen zweieinhalbjährigen Aufenthalts in Norwegen hatte ich oft Kontakt mit der Bevölkerung, besonders wenn ich als Kurier zwischen den einzelnen Stützpunkten auf norwegischen Kuttern hin und her pendelte, habe aber keine Zwischenfälle erlebt. Die Menschen haben sich uns gegenüber sehr korrekt verhalten. Besonders bei unserem Abzug, auf unserem Marsch durch Trondheim, bis in den Hafen, haben uns viele Norweger von ihren Fenstern aus mit ihren Tüchern nachgewunken. Kinder liefen neben uns her und wollten unsere Sachen tragen. Anmerken möchte ich noch, daß, nach meinen Kenntnissen, Norwegen trotz der langen Besatzungszeit auf

Reparationszahlungen oder Entschädigung von Deutschland auf Grund der geleisteten Verbesserungen an ihrem Straßennetz, Hafenanlagen und Erweiterung ihren Schienennetzes, wenn ich richtig informiert bin, verzichtet hat.

In Deutschland

Mit der Nordweyk, einem holländischen Frachter, wurden ich mit an die sechstausend Soldaten, darunter auch noch an die hundert junge Frauen, die als Luftwaffenhelferinnen in Norwegen Dienst machen mußten, nach Bremerhaven verschifft. Die Nordsee ist ein sehr unruhiges Meer. Das war sie auch Mitte August des Jahres 1945. Voll banger Erwartungen betraten wir nach langer Zeit wieder deutschen Boden. Der Empfang, den uns die Amerikaner bereiteten, rief uns zurück in die Realität und riß uns aus unseren Träumen. Mit LKWs wurden wir vom Schiff abgeholt, auf einer großen Wiese abgeladen und zu Hundertschaften zum Weitertransport zusammengestellt.

Die einzige Verpflegung die die Amerikaner uns zubilligten, waren Brote, die sie im Vorbeifahren einfach von ihren LKWs herunter in die einzelnen Gruppen warfen. Die Tumulte und die Streitereien, die im sich im Kampf um die Brote abspielten, war für die Amis eine Belustigung. Sie schauten von ihren LKWs herunter und heizten das Geschehen noch an, indem sie ab und zu ein weiteres Brot in die Menge warfen und uns etwas zuriefen, was ich aber nicht verstehen konnte. Zu was zivielisierte Menschen fähig sind, wurde hiert rea-

listisch demonstriert. Was sich hier, unter der Mitwirkung der Amis abspielte, war eines Menschen unwürdig. Diese erste Begegnung mit Amerikanern hat einen tiefen Eindruck in mir hinterlassen, den ich nie ganz vergessen konnte.

In offenen Eisenbahnwaggons brachte man uns von Bremen nach Bretzenheim. Noch drei Monate nach der Kapitulation begegneten uns auf der Fahrt ganze Züge vollgestopft mit Menschen. Alte Leute, Frauen mit Kindern, dazwischen auch noch Soldaten in Uniform. Menschen, die auf der Suche waren, auf der Suche nach etwas, was sie verloren hatten, Vater, Mutter oder auch einen kleinen Ort zum Rasten, eine Heimat. Ehe unser Transport bei Bischofsheim den Rhein überquerte und uns in die französische Zone brachte, hielt der Zug an und unsere amerikanischen Bewacher wurden von den Franzosen abgelöst. Jeder von uns, der diesen Transport und das Lager, in das man uns brachte, und die darauf folgenden Wochen miterlebt hat, erfüllt auch heute noch das Grausen, wenn er daran zurückdenkt. Die Äcker bei Bretzenheim, auf die wir gebracht wurden, kann man ohne zu übertreiben, Schreckensäcker nennen. Die wenigen Tage und Nächte, die ich dort verbringen mußte, sind nur schwer zu beschreiben. Tausende hatten sich zum Schutze gegen Wind und Wetter in die Erde eingegraben, vor allen Dingen aber gegen die Salven, mit denen die französischen Wachmannschaften jede Nacht auf alles schossen was sich regte. Verpflegung gab es kaum. Auch keine richtigen Anlagen für menschliche Bedürfnisse. Das Wasser, das in Tonnen herbeigeschafft wurde, war eine weiße Chlorbrühe, Die Gesichter der

Gefangenen waren verkrustet, vom Chlor gezeichnet, dazu die große Hitze im August des Jahres 1945. Ein kurzes Gewitter erschien uns als Erlösung. Dafür durften wir die ganze Nacht in den entstandenen Schlammlöcher verbringen. Für sehr viele Menschen war Bretzenheim Endstation, darunter auch Frauen und Kinder jeden Alters.

Entgegen den Abmachungen von Den Haag von 1929, nach denen kein kriegführendes Land seine Gefangen an ein anderes kriegführendes Land ausliefern darf, wurde genau dies von den Amerikanern getan. Über hunderttausend deutsche Soldaten, die aus dem Norden kamen, wurden von den Amerikanern an Frankreich ausgeliefert.

Gefangenschaft

Am Bahndamm bei Bretzenheim wurden wir in offene Waggons gestopft, so dicht aufeinander, daß sich keiner hinsetzen konnte. Ein Landser, der vor unser aller Augen davonlaufen wollte, wurde mit mehreren Schüssen einfach hingestreckt. Das war nicht der einzige, denn schon in der ersten Nacht haben andere das Gleiche versucht. Das Geratter und das Mündungsfeuer von Maschinenpistolen war einige Male das sichere Zeichen, daß es wieder einer versucht hatte, den fahrenden Zug zu verlassen. Als der Transport vor der Einfahrt in den Bahnhof von Dijon längere Zeit auf grünes Licht warten mußte, versammelten sich viele Menschen über uns auf einer Überführung und bewarfen uns mit Steinen und Geröll. Ja, es ging sogar

so weit, daß erwachsene Menschen auf die unter ihnen stehenden deutschen Gefangenen urinierten. Drei Tage und drei Nächte war der Transport unterwegs, bis wir den kleinen Bahnhof Urcey im Departement Cher erreichten. In der vierten Nacht ohne einen Schluck Wasser oder ein Stückchen Brot, sind wir mangels Bahnsteig, kraftlos wie wir waren, mehr aus den geöffneten Ladeklappen des Zuges herausgefallen als herunter geklettert. Wir konnten kaum stehen, geschweige marschieren. Und dennoch, daß der größte Teil der Gefangenen es noch schaffte, mit der Angst im Nacken nach elf Kilometer Bedrohung mit den aufgezogenen Bajonetten und Schlägen mit den Gewehrkolben das Lager zu erreichen, hätte ich nie für möglich halten, wenn ich es nicht selber am eigenen Leibe erfahren hätte. Einige haben es nicht geschafft. An so mancher Gestalt, die verkrümmt im Straßengraben lag, erinnere ich mich, an der wir in der Dunkelheit vorbeigezogen sind. Mancher, der seinem Kameraden helfen wollte, bekam sofort den Gewehrkolben zu spüren und wurde ebenfalls Opfer dieser Bestien in Uniform.

Tronçais, Stallag 130, war ein schlimmes Gefangenenlager. Hier ließen junge Franzosen, die man in Uniform gesteckt hatte und sich FFI nannten (Widerstandskämpfer), ihre Wut aus an allem was Deutsch war. Was dort in diesen Jahren alles geschehen ist, damit könnte ich ein ganzes Buch schreiben. Es könnte so ähnlich sein, wie Konsalik über russische Lager berichtet hat. Nur scheint mir, daß der Haß der jungen Franzosen damals eher persönlicher Natur war, daß jeder Bewacher mit den Gefangenen umging, wie es ihm beliebte,

während in Rußland eher Befehle ausgeführt wurden. Der Friedhof im Wald von Tronçais unweit des Lagers, auf dem ich auch mithelfen mußte Gräber auszuheben, gibt Zeugnis und ist ein trauriges Überbleibsel aus dieser Zeit. Auch in diesem Lager muß, wie schon einige Male während des Krieges, ein Schutzengel in meiner Nähe gewesen sein. Nach einer schweren Epidemieerkrankung war ich so kraftlos, daß ich mich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Schließlich wurde ich beim Appell auch noch zusammengeschlagen und in den Schuppen gebracht, in dem die Toten über Nacht aufbewahrt wurden. Ein Pater, der sich um die Toten kümmerte, holte mich, nachdem er festgestellt hatte, daß noch Leben in mir war, heraus, versorgte mich ein paar Tage und meldete mich als Winzer, die damals die begehrtesten Gefangenen waren, zum Arbeitskommando, was mir mit Sicherheit das Leben rettete.

Monsieur und Madame Lafay, kleine Weinbauern bei Saint Pourcain, zu dem man mich hinbrachte, wollten, nachdem sie meine körperliche Verfassung in Augenschein genommen hatten, daß mich der Wachmann wieder ins Lager bringen sollte. Der Wachmann aber führte nur seinen Befehl aus und war froh, daß er mich los war. Schließlich müssen die Lafays gedacht haben, daß ich mich vielleicht doch noch erholen könne, am Ende auch besser sei als gar kein Gefangener, der ihnen ein wenig Arbeit abnehmen könnte. So durfte ich bleiben. Was mich an diesem Nachmittag bewegt hat, kann ich heute nicht mehr nachvollziehen. Mein körperliches und geistiges Empfinden war so miserabel und so abgestumpft, daß ich nur einen Gedanken

hatte, egal was käme, nur nicht mehr zurück ins Lager gehen zu müssen.

Der Deutschenhaß war enorm. Wann und wo auch immer von den Deutschen gesprochen wurde, hieß es niemals „les Allemands“, es hieß einfach „les sales Boches“, die dreckigen Deutschen, besonders in den Kreisen, die niemals in Deutschland waren und nur Deutsche in Uniform zu Gesicht bekommen hatten. Sie kannten die Deutschen oft auch nur aus den Hetzfilmen, mit denen Frankreich jahrelang überschwemmt wurde.

Die Bauersleute, bei denen ich gelandet war, waren nicht anders. Sie waren in erster Linie Franzosen und zweitens Kommunisten. Madame Lafay muß bei meinem Anblick ein wenig Mitleid empfunden haben, denn sie gab mir reichlich zu essen, sie muß wohl erkannt haben, daß meine größte Krankheit der Hunger war. Gegenüber vielen meiner Leidensgenossen, von denen einige in Schweineställen untergebracht waren, hatte ich es gut getroffen. Ein schöner, dicker, weißbezogener Strohsack in einem großen Bett in einem warmen Raum, in einem Backraum, in dem jede zweite Woche Brot gebacken wurde, sollte für achtzehn Monate meine Bleibe werden. Beim Anblick des schönen Bettes brachte Madame mir ein fragendes Lächeln entgegen, was mich richtig in Verlegenheit brachte. Ich muß wohl das einzige französische Wort gesprochen haben, was ich damals verstehen konnte: „Merci“. Im gleichen Atemzuge versuchte ich ihr, indem ich mit meinen Fingern an meinem drecküberzogenen Hemd kratzte, zu verstehen zu geben, daß sich in meinen Kleidern eine Menge Kleintiere heimisch gemacht hätten, was sie an-

scheinend verstanden hatte. Sie eilte fort, und nach wenigen Minuten kehrte sie zurück mit einer Hose, einem Hemd und ein paar Sabots (Holzschuhe). Mir eine Schüssel, ein Handtuch und ein Stück Seife in die Hand drückend, zeigte sie mit dem Finger auf einen Brunnen, der mir bis dahin verborgen geblieben war, denn ich hatte schon vergeblich nach einem Wasserhahn Ausschau gehalten.

Es bedurfte damals eine Menge Geduld von beiden Seiten, die große Kluft, die wie eine Mauer zwischen uns stand, zu überwinden. Meine körperliche Schwäche war das kleinere Übel, mit dem es von Tag zu Tag besser ging, nachdem ich genug zum Essen bekam. Das Mißtrauen war so groß, daß die Lafays manchmal meinten, ich wolle sie aus Bosheit nicht verstehen. Denn diese passive Methode haben viele Gefangene sich zu eigen gemacht, die von ihren Bauern schlecht behandelt wurden. Außerdem konnten sie nicht verstehen, daß ich alle Mühe hatte, mich mit den Sabots an den nackten Füßen über den steinigen Hof zu bewegen. Der kleine Pierot, ein sechsjähriger Junge, war mit seiner Unbefangenheit zu einem nützlichen Glied zwischen mir und der übrigen Familie geworden. Er war immer in meiner Nähe und redete auf mich ein. Mit Hilfe von Holzstücken, die ich absägte, brachte er mir die ersten französischen Worte und vor allen Dingen das Zählen bei.

Unser Zusammenleben gestaltete sich nach einigen Anfangsschwierigkeiten ziemlich gut. Ich gab mir Mühe, das Beste aus meiner Situation zu machen. Die Lafays hatten bald gemerkt, daß ich mit allem zurecht kam, mit jeder Arbeit, die man mir

anwies. Sie waren sehr korrekt zu mir und behandelten mich wie Ihres Gleichen. Ich gehörte zu den wenigen Gefangenen, denen man sehr viel Freiheit zubilligte. Mein Platz war am Tisch der Familie, meine Bude nie verschlossen. Später, als ich ein wenig der Sprache mächtig war, erklärte mir der Bauer, daß er der Meinung sei, daß Menschen, die man einsperrte, am ehesten das Weite suchten. Die Ungewissheit, in der wir lebten, da wir überhaupt keine Post aus Deutschland erhielten und unsere Angehörigen auch keine Ahnung über unseren Aufenthalt hatten, machte die Versuchung groß, sich bei Nacht und Nebel davonzumachen. Einige von den Gefangenen aus der Gegend haben das auch getan, nur war das damals ein schwieriges Unterfangen. In ganz Frankreich fühlte sich damals jeder zum Kopfgeldjäger berufen, wehe dem, den sie erwischen konnten. Anfangs habe ich mich auch mit dem Gedanken beschäftigt, bei günstiger Gelegenheit abzuhaufen. Ganz ohne Sprachkenntnisse war das damals der sichere Weg zurück ins Gefangenenlager. Das Risiko war sehr groß. Vor allen Dingen erwartete ich, nachdem ich immer wieder versuchte, eine Nachricht nach Hause zu schicken, daß doch einmal ein Brief dort ankam. Zu dieser Zeit gab es nicht die geringste zivile Nachrichtenverbindungen nach Deutschland. Selbst das so hoch gelobte Rote Kreuz war für die deutschen Gefangenen in dieser Zeit nicht zuständig. In dieser ungewissen Zeit gab ich mir alle Mühe, mich mit der französischen Sprache vertraut zu machen. Der kleine Pierot und die achtzehnjährige Collete waren mir eine große Hilfe und machten mir das Dasein als Gefangener erträglicher.

In den achtzehn Monaten, in denen ich unter diesen einfachen Menschen lebte, haben wir manches voneinander gelernt. Abgesehen davon, daß ich in dieser Zeit oft mehr vom Rotwein, den der Bauer mir immer wieder einschenkte, zu mir nahm als gut für mich war, habe ich auch das Vertrauen der Menschen gewonnen. Sie schenkten mir sogar Bücher, damit wir uns besser verstehen konnten. Unsere Beziehungen waren so gut geworden, daß kein Franzose in meiner Gegenwart das Wort „Bosch“ in den Mund nahm. Ich denke oft an unsere abendlichen Unterhaltungen, besonders an die langen Winterabenden, wenn ich von der Familie in ihre große, mit Feldsteinen gepflasterten Küche eingeladen wurde. Das Knacken der vielen Wallnüsse, oder das flechten der Körbe, war für mich eine angenehme Abwechslung. Wären da nicht die Verständigungsschwierigkeiten gewesen, beispielsweise wenn der Bauer immer wieder vom Properitär sprach und sich, da ich nicht wußte, was das Wort bedeutete, richtig erregte. Der Properitär schien sein Erzfeind zu sein, genau so schlimm wie die Deutschen.

Diesen Properitär (Eigentümer), dem mehrere Gehöfte in der Gegend gehörten, lernte auch ich eines Tages kennen. Das waren Ausbeuter, die in Paris in feinen Häusern wohnten und nur am elften November jeden Jahres ihren Pacht eintrieben, ansonsten aber alle Gebäude verfallen ließen. Seit des Bauernaufstandes von 1848 hatte sich am Zustand der Gehöfte nichts geändert. Seit Generationen bewirtschafteten die Bauern das Land als Pächter oder auch als Metayer. Sie hausten in heruntergekommenen Wohnungen,

wohnten auf Höfen, auf denen ein Donnerbalken ein ordentliches Bedürfnishäuschen ersetzte, wo oft die Jauche aus den Viehställen unweit eines Brunnens im Boden versickerte, aus dem das Wasser für Mensch und Tier mit Hilfe einer Seilwinde mühsam aus großer Tiefe nach oben befördert werden mußte. Irgendwie machte es Mr. Lafay Spaß, mir vieles zu erzählen, sicherlich weil er in mir einen aufmerksamen Zuhörer gefunden hatte. Außerdem versuchte er mir beizubringen, was ihn für die dortigen Verhältnisse wichtig zu sein schien. Als ich mich, nach achtzehn Monaten, wegen meines immer noch kränklichen, körperlichen Zustandes, zum Repatriieren nach Deutschland zurück meldete, konnte ich nicht nur Bürsten binden, Körbe flechten und Seile drehen, ich war auch um einige wichtige Erfahrungen reicher.

Bei unserer Trennung war kein Haß mehr in den Augen der Leute wie bei meiner Ankunft vor 18 Monaten (Bild 10. Es war Trauer, Trauer unter Freunden, die sich trennen müssen ohne große Hoffnung, sich noch einmal wiederzusehen, Trauer über unserer aller Hilflosigkeit, in die uns alle der Krieg hineingestürzt hatte.

Mein Traum, auf Grund meiner doch immer noch schlechten körperlichen Verfassung, repatriiert zu werden, war schnell ausgeträumt. Schon beim Anblick des Lagers, des hohen Stacheldrahtes, der Drohgebärden der Wachen beim Filzen, als sie uns auch im März des Jahres 1947 noch einmal alles wegnahmen, was sie gebrauchen konnten, erweckte die Erinnerungen, und die Mißhandlungen von 1945. Dieser Anblick nahm mir die Illusionen mit der ich hierhergekommen war, so einfach



Abbildung 10: Josef Sauer, 1947.

aus dem Gefängnis entlassen zu werden. Es war fast alles noch wie damals, als ich mit der Hilfe eines Paters mit knapper Not dem Tode entronnen war. Im Lager hatte sich fast nichts geändert. Die meisten Schuppen, in denen die Gefangenen untergebracht waren, hatten immer noch keine Fenster, oder sie waren fest vernagelt. Es gab immer noch keine Pritschen, geschweige denn Bettgestelle für die Gefangenen. In der Baracke, in der ich untergebracht wurde, gab es nicht einmal einen Holzboden. Unser Bett war der nackte Fußboden. Das einzige, was sich gebessert hatte, war die Tatsache, daß nicht mehr so viele Gefange-

ne in der Baracke waren wie 1945, als wir noch in vier Reihen dicht gedrängt Körper an Körper aneinander lagen, so daß das Erreichen der Toilettentonne, ohne auf die Füße der Mitgefangenen zu treten, ganz unmöglich gewesen war. Auch das Wasser wurde nicht mehr aus dem Teich entnommen, sondern mangels einer Wasserleitung mit Wasserwagen herangeschafft. Die stinkenden Blechkübel, in denen nachts die Notdurft verrichtet wurde, standen noch immer an der Tür. Auf jeden, der es wagte, ab Einbruch der Dunkelheit vor der Tür zu erscheinen, wurde gezielt geschossen. Die Toilettenanlage bestand aus einem sechs bis sieben Meter langen Donnerbalken. Der Inhalt der darunter stehenden, alten Öl- oder Benzinfässern wurde bei Bedarf im Wald in großen Gräben entleert. Auch in einem großen, auf einem kleinen Hügel erbauten Käfig, waren genau wie in 1945 noch Leute eingesperrt, die auf der Flucht wieder eingefangen worden waren oder sich eines anderen Vergehens schuldig gemacht hatten. Seit bestehen des Lagers wurden die dort eingesperrten Gefangenen ohne Essen oder zu Trinken tagelang sich selbst überlassen, als Abschreckung zur Schau gestellt. Das war auch noch so bei meiner Einlieferung im März 1947.

Eine Baracke, in der nur Alte und Kranke auf ihre Repatriierung warteten, wurde in der zweiten Woche im März 1947 auch meine Unterkunft, nachdem mir die Wache das Wenige, das mir Madam Lafay mitgegeben hatte, ein Stück Brot, ein Camembert, dazu etwas Leibwäsche, abgenommen hatte. Es waren aber gute Sachen, und ich hatte noch Glück, daß ich nicht eingesperrt wurde, denn die Wachmannschaft unter-

stellte mir, daß ich alles gestohlen hätte. Im Verhältnis zu meinen an die zweihundert neuen Leidensgenossen mußte ich ein Glückspilz gewesen sein. Dürr, bleich und ausgehungert, krank und viele mit Verletzungen, darunter über die Hälfte alte Männer, viele schon über sechzig, die beim Volkssturm in Nagold ihre Heimat verteidigen mußten, hatten alle seit dem Ende des Krieges in den Kohlengruben von St. Eloy unter schwersten Bedingungen und vielen Mißhandlungen auf diesen Tag gewartet. Was ihnen alles widerfahren ist, möchte ich nicht niederschreiben, da ich es nicht selbst erlebt habe. Nur um der Opfer gerecht zu werden, soll festgehalten werden, daß viele den Tag der Heimkehr, den sie so sehr erhofft hatten, nicht mehr erlebt haben.

Daß der dritte oder vierte Tag nach meiner Ankunft ein so schwarzer Tag werden könnte für uns alle, die wir uns eine Heimkehr erhofften, hatte keiner erwartet. Ohne Voranmeldung erschien der Lagerkommandant mit seinen Vasallen in unsere Baracke, begleitet von einem Herrn im weißen Kittel, dessen starre Miene, und die mit einer goldumrandeten Brille verdeckten Augen, nichts Gutes ahnen ließen. Alle zur Repatriierung gemeldeten Gefangenen mußten sich sofort ausziehen, und in Adams Kostüm in Zweierreihen Aufstellung nehmen. Gravitätisch, ohne auch nur von einem Kranken Notiz zu nehmen, schritt der Gott in Weiß mit seinem Gefolge durch die Reihen, gab seinem Schreiberling ein paar Handzeichen und verließ wortlos, und ohne sich umzudrehen die Baracke und ging von dannen. Wir mußten nicht lange auf ein erlösendes Wort, das uns Auskunft

über unsere Zukunft geben konnte, warten. Kaum waren die Schritte des Frankfurter Judenarztes verhallt, wurde die Stille die im Raume war, durch ein peitschendes Kommando unterbrochen: *Anziehen, alle raustreten zum Arbeitskommando Numero X, Kohlengruben in St. Eloy!*

Der Arzt, der über unser Schicksal entschieden hatte, war ein emigrierter Jude, der früher Chefarzt in einer Frankfurter Klinik gewesen war. Er hatte sein Urteil gesprochen, er hatte sich gerächt und alle arbeitsfähig geschrieben, ohne auch einen einzigen nach seinen Beschwerden gefragt zu haben. Die Reaktion meiner Leidensgenossen, die zurück mußten in eine menschenunwürdige Umgebung, aus der sie glaubten entronnen zu sein, ist kaum zu beschreiben. Selbst mir, dem der Traum von einer Heimkehr zur Illusion geworden war, hatte es die Sprache verschlagen. Nach einigen Momenten hilflosen Schweigens, wurden wir aus der Baracke getrieben und mußten in Dreierreihen Aufstellung nehmen zum Abtransport. Nach einigen Minuten rief ein Wachmann aus der Gruppe des Kommandanten, der vor unserem zum Transport angetretenen Haufen stand: „Est que il y a un horticulteur?“ Heute, nach fünfzig Jahren, kann ich nicht mehr sagen, ob ich der einzige war, der das gehört oder verstanden hatte, jedenfalls war ich der erste, der die Hand gehoben hat. Mir war es wie im Trance, als wäre es ein Geist gewesen, der meine Hand geführt hatte, oder war es nur die Angst im Nacken vor den schlimmen Zuständen in St. Eloy, vor denen der größte Teil der hier zum Abmarsch bereitstehenden Kameraden entkommen wollte.

Montluçon

Montluçon, das war der 19. März 1947. es war ja mein Namenstag, wie könnte ich den vergessen. Ausgerechnet als Gärtner wollte ich den Kohlengruben entrinnen. Eine unerklärlich Eingebung muß mich bewogen haben, die Hand zu heben. Einem Beruf, von dem ich nicht die geringste Ahnung hatte, den ich 1936 auf keinen Fall lernen wollte und deswegen mangels einer anderen Lehrstelle meine Heimat verlassen hatte. Meine Abneigung gegen Gärtnereien, besonders die Zustände, die ich bei meiner Ankunft vorfand, wurden noch bestärkt durch den frostigen Empfang, der mir an dem für mich denkwürdigen Tag in der Gärtnerei Maxime Normandon in Montluçon zu Teil wurde. Die Unordnung, die auf dem Hof und in dem ungepflegten Garten herrschte, bestärkte meine Haltung, daß eine Gärtnerei für mich kein Leben sei. Als ich dann auch noch die grimmen Gesichter der neuen Herrschaft auf mich gerichtet sah, nahm ich mir ernstlich vor, so schnell wie möglich das Weite zu suchen.

Das Gefühl, mit dem ich am ersten Abend zu Bett ging, hatte ich schon einmal verspürt. Das war in Herschenrode im Odenwald, als ich noch als halbes Kind meine erste Lehrstelle angetreten hatte. Der Widerwille, die Abneigung und die Hilflosigkeit gegenüber dieser neuen Situation ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Es bedurfte einige Tage und einiger Überwindung, um mich in meine neue Umgebung einzufügen. Die Normandons hatten sich, als sie sahen, daß ich arbeiten konnte, bald damit abgefunden, einen von de-

nen um sich herum zu haben, den sie aus ganzer Seele haßten, einen *sale bosch*. Als sie merkten, daß ich fast alles verstand, was gesprochen wurde, hielten sie sich mit Äußerungen zurück, die mich hätten verletzen können. Daniel, der Sohn des Hauses, und seine Frau Madeleine akzeptierten mich am ehesten und gaben sich alle Mühe, mir das Leben in ihrer Mitte erträglich zu machen. Auch Madame Normandon hatte bald ihre Sonntagsmiene aufgesetzt, als sie merkte, daß ich mich bemühte, meine Arbeit ordentlich auszuführen. Nur Monsieur Normandon, der Herr des Hauses, spielte immer den gestrengen Herrn. Er erinnerte mich oft an die Asiaten, bei denen man weder Freud noch Leid aus dem Gesicht ablesen kann, deren Mienenspiel für uns undefinierbar ist.

In Montluçon gab es zu dieser Zeit noch zwei Lager, in denen über fünfhundert Deutsche unter Bewachung festgehalten wurden. Ihre einzige Freiheit bestand darin, daß sie sich auf den einzelnen Kommandos frei bewegen konnten, nach Arbeitsluß von bewaffneten Soldaten eingesammelt, oft mit den Gewehrkolben malträtiert und wieder eingesperrt wurden. Nachdem ich einige von ihnen kennengelernt hatte, wurde mir auch ein Besuch in einem der Lager erlaubt. Als ich nach diesem Besuch, es war an einem Sonntag Nachmittag, auf meinem Heimweg durch die Stadt schlenderte, wurde mir bewußt, daß ich doch noch ein besseres Los gezogen hatte als viele meiner Kameraden, die immer noch hinter Stacheldraht auf ihre Freilassung warteten. Nachdem ich auch Post aus der Heimat erhalten hatte, Nachrichten, die alles Andere als ermutigend waren,

arrangierte ich mich mit meiner ungeliebten Situation und verschob meine Fluchtgedanken auf später. Das einzige, was ich mit meinen Kameraden gemeinsam hatte, war das große „PG“ (Prisonier de Guerre) und fünf große Zahlen auf dem Rücken meiner Jacke und auf meinem Hemd.

Ansonsten genoß ich viele Freiheiten und kam mit vielen Menschen in Berührung. An den drei wöchentlichen Markttagen begleitete ich die Herrschaften auf den Markt, um den Stand auf- und abzubauen. Schon nach kurzer Zeit durfte ich auch Blumen zu den Kunden bringen, das hat mir sogar Spaß gemacht, denn es gab jedesmal ein Trinkgeld. Interessant ist, daß ich das erste Geld vom Sousprefekten erhielt als Lohn für die Würmer, die ich ihm auf unserem Komposthaufen sammelte, die er als Köder für die Fische benötigte. Übrigens muß ich diesem Mann dankbar sein, den ein paar Jahre später sorgte er dafür, daß Agnes und auch ich Personalausweise für bevorzugte Ausländer erhielten, was uns das jährlichen Erscheinen bei der Ausländerbehörde ersparte, dem alle in Frankreich lebende Ausländer unterworfen waren. Außerdem waren die normalen Ausweise nur gültig für die Departements, die in den Papieren vermerkt waren. Die uns zugeteilten Ausweise waren damals für uns ein Privileg, das nur wenigen Ausländern zuteil wurde. Sie waren für zehn Jahre gültig und erlaubten uns, uns in ganz Frankreich frei zu bewegen.

Obwohl ich mich ganz gut an meine Umgebung gewöhnt hatte, fühlte ich mich dennoch als Gefangener. So manchenmal ließen es mich auch die Menschen fühlen. So geschehen an einem Sonntag Mittag, nach-

dem ich den Stand und die Blumen im Auto verstaut hatte. Nebenan auf der Terrasse eines Cafes waren, wie zu dieser Zeit üblich, viele Gäste dabei, sich bei einem Aperitif zu vergnügen. Madame Normandon lud mich an ihren Tisch ein und bot mir ein Glas an. Hätte sie den Verlauf der darauf folgenden Unterhaltung geahnt, wäre sie bestimmt nicht auf die diese Idee gekommen. Es war gerade die Zeit der Nürnberger Prozesse.

Die Unterhaltung verlief einseitig, und manches böse Wort mußte ich über mich ergehen lassen. Einer der Gäste spielte den Wortführer und bezeichnete alle Deutschen als Kriegsverbrecher. Schließlich ging es auch um die Verantwortlichen für die Mißhandlungen in den Gefangenenlagern in Deutschland. Indem ich mich seiner Meinung anschloß, fügte ich noch hinzu, daß dies auch für die Gefangenenlager in Frankreich gälte, zum Beispiel im Lager von Troncais, indem ich fast zu Tode gekommen wäre. Plötzlich trat eine Totenstille ein. Das war wohl der letzte Satz der gesprochen wurde. Daß ich etwas gesagt hatte, das den Gästen mißfallen hat, war mir nicht entgangen. Ich ahnte aber nicht, daß ich in einen so großen Fettnapf getreten war. Erst als wir zu Hause schweigend das Mittagessen eingenommen hatten, fragte mich Madame, ob ich den einen Herrn, der neben ihr gesessen hatte, nicht erkannt hätte? Den Dicken mit der Glatze, das war der Lagerkommandant von Troncais, einer ihrer Schulkameraden, dem ich den Platz in der Gärtnerei zu verdanken hatte.

Der Gedanken, mich bei Nacht und Nebel davon zu machen, wurde immer vor mir

hergeschoben. Die Briefe, die gelegentlich aus der Heimat kamen, waren auch nicht ermutigend. Am Ende des Jahres 1947 wurde den Gefangenen die Freiheit angeboten, unter der Bedingung, daß sie einen Arbeitsvertrag für ein Jahr unterschreiben müßten. Innerhalb dieses Jahres wurde uns ein vierwöchiger Heimaturlaub zugestimmt. Nachdem Monsieur Normandon mir mehrmals angeboten hatte, davon Gebrauch zu machen, habe ich schließlich unterschrieben, als eine Entlassung aus der Gefangenschaft nicht abzusehen war. Der Gedanke, daß ich vielleicht einmal freiwillig hierher zurückkehren könnte, wäre mir früher gar nicht in den Sinn gekommen. Meine Arbeit und das Umfeld wurden mir allmählich sympatisch. Auch die Straßen der sechzigtausend Einwohner zählenden Stadt, in der ich sehr oft mit meinem Blumenkorb unterwegs war, wurden mir immer vertrauter, und ich begann mein Leben unter den ehemaligen Feinden mit anderen Augen zu sehen.

Daß ich als Gefangener mit den Lieferungen betraut wurde, war zur Gewohnheit geworden, besonders wenn Daniel, der Sohn des Hauses, keine Lust oder was anderes vor hatte. So geschah es eines Tages, daß ein wagenradgroßes, mit roten und weißen Nelken gestecktes Blumengebinde, schön dekoriert mit Hammer und Sichel, auf eine große Kundgebung der kommunistischen Partei gebracht werden mußte. Da außer mir niemand im Hause war und Monsieur sich eher auf die Zunge gebissen hätte, als sich unter den Kommunisten sehen zu lassen, packte man mir das schöne Stück auf einen großen Anhänger und schickte mich in den Hypodrom, in dem

sich über achtzigtausend Menschen unter einem Meer von roten Fahnen versammelt hatten, um den Sieg über *Les Bosches* zu feiern. Das Gefühl, mit dem ich mich der Menschenmenge näherte, kann ich nicht mehr beschreiben. Mit klopfendem Herzen ließ ich mich von mehreren Ordnern durch die erstaunte Menschenmenge geleiten. Ausgerechnet ein deutscher Gefangener erschien in dieser geschlossenen Gesellschaft, das war ein Affront für ganz Frankreich. Die Ordner, hatten alle Mühe mich durch die lebhaft gestikulierende Menschenmenge zur Rednertribüne zu bringen. Noch ehe ich mich wieder entfernen konnte, trat ein Herr auf mich zu, reichte mir die Hand, und fragte in holprigen Deutsch, wo ich denn in Frankreich gekämpft hätte. Am nächsten Morgen zeigte mir Madame Normandon das Bild in der Zeitung, auf dem der Herr mir die Hand gedrückt hatte. Auf diese Weise hatte ich Frankreichs größten Kommunistenführer nach dem Kriege persönlich kennengelernt. Wahrscheinlich hatte ich es dem Händedruck von Maurice Thorez zu verdanken, daß ich ungeschoren diesen Versammlungsort verlassen konnte.

Ein paar Jahre später, die Agnes war schon bei mir, und vielen Leuten war ich durch meine Arbeit bekannt geworden, geriet ich in eine ähnlich prekäre Lage. Am Jahrestag eines Massakers, das die deutsche SS angerichtet hatte, mußte ich mit meinen Lieferwagen, beladen mit einigen Kränzen und Gebinden, in einen Steinbruch, den Ort des Verbrechens, an dem sich einige Hundert Angehörigen der hier hingerichteten Menschen zu einer Gedenkfeier eingefunden hatten. Unglückli-

cherweise hatte ich etwas Verspätung und konnte die Blumen erst unter der inzwischen schon versammelten Menschenmenge abladen. Es war eine schlimme Sache, und es war mir gar nicht wohl zu Mute, angesichts der Mienen und der Blicke, mit denen die Anwesenden mich musterten.

Im Februar 1948 durften wir deutschen Gefangenen, die einen Arbeitsvertrag unterschrieben hatten, unseren Urlaub nehmen. In einem Sonderzug wurden wir nach Paris gebracht. Am Bahnhof Austerlitz entstieg dem Zug einige hundert begeisterte und vom Weingeist gezeichnete Landsleute und erregten durch ihr Gekröhle den Ärger der Reisenden derart, daß viele von ihnen von der Polizei in Gewahrsam genommen wurden. So schnell wie ich konnte, verließ ich den Bahnsteig, und Dank der mir von Daniel mitgegebenen Informationen fand ich ohne Schwierigkeiten die Kommandantur, auf der die Papiere zur Weiterfahrt abgestempelt werden mußten. Nachdem ich den ganzen Tag in Paris verbrachte, nahm ich am späten Abend den einzigen Zug, der an diesem Tage Richtung Deutschland fuhr. Über zwanzig Stunden war der überfüllte, ungeheizte Zug von Paris bis Ludwigshafen unterwegs. Bis Willmenrod waren es auch nochmals 16 Stunden.

Seit ich zum letzten Mal hier auf dem kleinen Bahnhof stand sind fast fünf Jahre vergangen. Das war am zweiten Weihnachtstag des Jahres 1943 gewesen, als ich hier in den Zug einstieg, zusammen mit Onkel Rudolf, Vaters jüngstem Bruder, dem ich in Limburg, wo sich unsere Wege trennten, auf (nimmer) Wiedersehen sagte. Seit damals hatte ich nicht mehr viel aus

meiner alten Heimat gehört. Voller Hoffnungen und Erwartungen zog es mich dorthin zurück, an den Ort, an dem ich vor über zehn Jahren ausgezogen war. Meine Beine wurden immer schwerer, je mehr ich mich meinem Elternhause näherte. Endlich war es soweit, ich war dort angekommen, an dem Ort, nach dem ich mich die ganzen Jahre gesehnt hatte. Klopfenden Herzens blieb ich an der Regenrinne, die den Hof von der Straße trennt, einen kleinen Augenblick stehen. Beim ersten Anblick nach so langer Zeit blieb mir fast das Herz stehen. Erst als die innere Spannung nachließ, merkte ich, daß mein Arm unter der Last meines selbstgezimmerten Sperrholzkoffers mit meinen Habseligkeiten, den ich ohne einmal anzuhalten die drei Kilometer vom Bahnhof Willmenrod bis nach Guckheim an einem Stück geschleppt hatte, zu erlahmen drohte. Das alte Haus stand genau noch so da, wie ich es vor fünf Jahren verlassen hatte. Alles war noch so wie früher. Es war mir, als sei die Zeit stehen geblieben. Nur ein großer Schäferhund empfing mich mit lautem Gebell und fletschenden Zähnen und verwehrte mir den Zugang zu dem Hause, was einmal meine Heimat gewesen war.

Dieser unerwartete Empfang riß mich aus meinen Träumen, er brachte mich in die Gegenwart zurück, von der ich mich in Gedanken so weit entfernt hatte. Der Wiedersehensfreude mit meiner Familie folgte eine Ernüchterung beim Anblick meines hilflosen, im Sessel angebundenen Vaters, auf dessen Krankheitszustand ich nicht im geringsten vorbereitet war. In den wenigen Briefen, die ich erst in letzter Zeit erhalten hatte, hat Mutter oder meine Schwe-

ster Maria es vermieden, mich auch noch mit ihren Sorgen zu belasten. Die Armut, die der Krieg hinterlassen hatte, war überall sichtbar. Es ist schon erstaunlich, wie die Menschen mit ihrer Not und ihrem Leid fertig geworden sind. Das traute Heim meiner Kinderjahre, das ich mir in meinem Herzen bewahrt hatte, war ersetzt worden durch Armut und täglichen Kampf ums Überleben. Schon nach wenigen Tagen wurde mir bewußt, da ich nicht die geringste Aussicht auf einen Arbeitsplatz hatte, daß ich unmöglich meinen Eltern auch noch auf längere Zeit zur Last fallen konnte, daß ich die Entscheidung über meine Zukunft nicht meinen Eltern überlassen konnte. Mit dem Koffer in der Hand, der mir bei der Ankunft so schwer geworden war, kehrte ich zurück an den Ort, an dem ich bei meiner Ankunft ein Jahr vorher keine vier Wochen hatte bleiben wollen.

Um ein paar Erkenntnisse reicher geworden, empfand ich mein Los nach meiner Rückkehr nach Montluçon nicht mehr so schwer. Auch das Einvernehmen und die Verständigung mit den Menschen, mit denen ich es täglich zu tun hatte, klappte vorzüglich. Von den Ressentiments, mit denen man mir anfangs begegnete, war fast nichts mehr zu spüren. Das Verhältnis zwischen den Normandons und mir war so gut, daß man mich bat, für immer dort zu bleiben. Sie versprachen mir eine Wohnung im Garten zu bauen, wenn ich ihrem Angebot zustimmen würde. Nun, das Angebot war auch damals nicht nur Menschenfreundlichkeit seitens meines Chefs, es war die Erkenntnis, daß ich ihm fast unentbehrlich geworden war. Nicht nur daß ich Mädchen für alles geworden war, ob

auf dem Markt oder in der Blumenbindelei, ich hatte auch dem Hof und dem Garten ein Aussehen gegeben, dessen man sich nicht zu schämen brauchte. Nach Ablauf meines Arbeitsvertrages ließ ich mich dazu überreden, noch drei Monate zu bleiben. Aber fest entschlossen, mir in Deutschland meine Zukunft aufzubauen, kehrte ich am 31. März 1949 mit guten Vorsätzen nach Deutschland zurück.

In meinem Elternhause waren die Probleme die gleichen wie ein Jahr zuvor. Vaters Zustand war noch schlechter als vor einem Jahr. In den sechs Wochen, in denen ich das Leben mit der Familie teilte, in denen ich vergeblich versuchte, eine Arbeit zu finden, wäre ich fast verzweifelt. Wäre da nicht die Agnes gewesen, die ich schon am nächsten Tag nach meiner Ankunft, am Ostermontag, kennengelernt hatte. Die Umstände, unter denen ich herumgeirrt bin, ohne Arbeitslosen- oder Sozialhilfe, waren auf die Dauer unmöglich. Die Krankheit meines Vaters war eine große Belastung für die ganze Familie. Vaters kleine Rente reichte nur für das Allernötigste. Dazu die engen Räume, in denen für uns sieben Erwachsene einfach nicht genug Platz war. Der tagelange Kampf mit mir selbst endete damit, daß ich mich entschloß, dorthin zurückzukehren, von wo ich gekommen war. Schließlich erklärte sich auch Agnes bereit, in Anbetracht der Gegebenheiten, mir nach Frankreich zu folgen, was für die damalige Zeit ein sehr schwerer Entschluß gewesen war. Meine Eltern waren nicht begeistert, aber sie hatten meine Entscheidung akzeptiert, denn ich versicherte ihnen, daß ich, sobald die Umstände sich änderten, nach Deutschland zurück-

kehren würde.

Die Bedenken meiner zukünftigen Schwiegereltern waren erheblich, andererseits waren sie froh bei ihrer Kinderzahl, die sie noch zu versorgen hatten, daß Agnes ihr Glück gefunden hatte. Es war ein schöner Frühlingstag, als wir uns vor meiner Abreise am Deutschen Eck in Koblenz feierlich die Hände gaben, die Treue gelobten und uns das Versprechen gaben, im Herbst zu heiraten, sobald unsere Wohnung, wie es mir Monsieur Normandon versprochen hatte, fertig sei. In unserem jugendlichen Optimismus waren wir uns beide nicht bewußt, wieviel Schwierigkeiten uns auf unserem Wege ins neue Heim erwarteten. Aber wir haben beide fest zueinander gehalten, besonders in den Momenten, in denen die Agnes unter ihrem Heimweh in dem fremden Land, dessen Sprache sie nicht verstand, so schwer zu leiden hatte.

Mit seiner Unterschrift auf einem Stück Papier ermöglichte mir uns der gleiche Prefekt, für den ich die Würmer gesammelt hatte, ohne Schwierigkeiten mit Agnes nach Montluçon zu ziehen, was damals eine schwierige Angelegenheit war. Die Normandons waren glücklich, mich wieder zu haben. Monsieur Normandon, der ja ein gelernter Maurer war und mir die Wohnung bauen wollte, erkrankte. Er drückte mir einen Bauplan in die Hände, schlug mir den Winkel, gab mir noch einige Anweisungen und verstarb nur einige Wochen später. Nun stand ich da, ziemlich hilflos, denn ich hatte noch nie eine Maurerkelle in der Hand gehabt. Mit meinen Heiratsgedanken im Kopf und den kranken Chef vor Augen, schaffte ich jeden Sonntagnachmittag und



Abbildung 11: Die Gärtnerei in der Rue des Guinberts 310 in Montluçon, um 1950.

jeden Morgen zwischen fünf und acht Uhr zwei, drei Stunden, auf der Baustelle. Von acht Uhr früh bis acht Uhr spät, war ich im Betrieb voll beschäftigt. Wenn viele Kränze zu machen waren, was oft der Fall war, wurde es noch viel später. Das ganze Baumaterial mußte ich mit einer Schubkarre über fünfzig Meter durch den Garten heranschaffen, den Mörtel mit der Hand mischen. Obwohl das nur eine Wohnung von etwa sechzig Quadratmeter wurde, ging es langsam voran. Bis endlich das Dach drauf war, war es Herbst geworden.

Im Hintergrund von Bild 11, das kleine Häuschen mit dem Schrägdach, war nach fast einem Jahr mühevoller Arbeit, über zehn Jahre unser trautes Heim.

Der Rohbau stand, der Innenausbau ging nur schleppend voran. Agnes wartete zu Hause voller Ungeduld darauf, daß ich

ihr einen Hochzeitstermin mitteilte. Briefe wurden gewechselt, die Wohnung nicht fertig, die Hochzeit verschoben, dazu kam noch ein ganz schlimmes Unwetter mit Sturm und Hagel, der fast alle Glasfenster auf den Mistbeeten zerstörte. Da selten ein Unglück allein kommt, mußte sich auch noch Madame Normandon einer Operation unterziehen. Das bedeutete, daß ich nicht nur den Garten, sondern die Blumenbinderei, das ganze Geschäft weiterführen mußte, was die Fertigstellung unseres Heimes immer weiter in die Länge zog.

So kam der Tag, an dem die Agnes die Warterei satt hatte und mir den Hochzeitstermin mitteilte. Ein telefonische Aussprach war damals einfach nicht möglich. Die Fernverbindung ging über mehrere Stationen, ein so problemloses Ferngespräch, wie das heute das einfachste von der Welt ist, war damals im eigenen Lande eine schwierige Angelegenheit, über die Grenze unmöglich. So kam den kurzfristig unsere Hochzeit zustande, von deren Vorbereitungen ich nicht das Geringste miterlebt habe. Schon drei Tage nach unserer Hochzeit begann unsere abenteuerliche Reise durch ein Imigrationslager in Gernersheim, wo wir einige Tage festgehalten wurden, und dann auf großen Umwegen über Lyon, Paris nach Montluçon. Die Behandlung, die uns Deutschen auch drei Jahre nach dem Krieg noch von den französischen Zöllnern beim Grenzübergang nach Straßburg zuteil wurde, war böseartig und rabiat. Hier entlud sich eine Menge Haß gegen jeden, der deutsch sprach. Unser mehrtätiger Aufenthalt im vorweihnachtlich geschmückten Paris war ein schönes Erlebnis, von dem Agnes überwältigt war, von dem

sie auch viele Jahre später immer wieder mit Begeisterung gesprochen hat.

Montluçon, unsere Heimat für einige Zeit, so hatten wir es uns vorgenommen. Hätte uns jemand gesagt, daß es noch für zehn Jahre sein sollte, hätte unser Optimismus, mit dem wir hierher gekommen waren, einen großen Dämpfer bekommen. Es war eine sehr schwierige Zeit. Unser Leben spielte sich in Erwartung der Fertigstellung unserer Wohnung in einem Kellerraum ab, in dem gerade Platz genug war für einen kleinen Schrank, ein Bett und zwei Stühle. Daß Agnes tagtäglich ins Familienleben einbezogen wurde, hatte auch eine gute Seite. Die Frauen waren sehr nett zu ihr und halfen ihr, sich schnell dort einzuleben. Zerwürfnisse in der Familie meiner Herrschaften führten dazu, daß der Sohn mit seiner Familie nach Paris zog. Madame überließ mir nicht nur die Gärtnerei, sondern auch immer mehr geschäftliche Entscheidungen. Sie zog es vor, als eine noch rüstige Witwe ihr Leben zu genießen. So wurde ich in ganz kurzer Zeit zum Geschäftsführer. Es lief alles ganz gut, bei allem was ich plante, ließ der Erfolg nicht lange warten. Der Betrieb vergrößerte sich ziemlich schnell und mit ihm mein Aufgabenbereich. Mit der Hilfe von ein paar guten Gehilfen, die wir nach und nach einstellten, vergrößerten sich auch die Gewächshäuser. War ich doch bis kurz vor dem Tod von Monsieur Normandon neben Daniel, dem Sohn des Hauses, und einer Stundenfrau der einzige Arbeiter im Betrieb, so waren es, als wir den Betrieb verließen, immerhin acht Männer und fünf Frauen, die auf der Lohnliste standen.

Nach fast drei Jahren kam auch der drit-

te Mann in unser trautes Heim, das Agnes so schön eingerichtet hatte und um das uns damals mancher beneidete. Am vierzehnten Juli 1952, am französischen Nationalfeiertag, kam Michael zur Welt. Im Zusammenhang mit der Geburt von Michael war da eine kleine Geschichte. Eine Geschichte mit zwei Aspekten, besonders in jener Zeit, in der sich die Geschichte abspielte. Einmal, daß mein Schwiegervater ein zwanzigjähriges Mädchen ohne Sprachkenntnisse und ohne einen Pfennig Geld in der Tasche von Koblenz aus nach Paris schickte. Zum anderen, daß ein Pariser Polizist ein deutsches Mädchen suchen geht, sich einen ganzen Tag darum kümmert und ihr am Abend eine Fahrkarte kauft und sie dann nach Montluçon in den Zug setzt. Eine Geste, die nach den bösen Jahren der Nachkriegszeit eine besondere Würdigung verdient. Antonia, die Schwester von Agnes, wollte uns besuchen. Am Abend des siebten Mai 1952 bestieg sie den Zug in Koblenz. Opa Johann schickte gleichzeitig ein Telegramm, das, wie sich später herausstellte, bis Clermont gekommen war. Es war die Nacht zum achten Mai 1952, Jour d'Armistice, Feiertag. Schluß, Ende, *Rien ne va plus*. Antonia steht also seit dem Morgengrauen am Bahnhof Gare de l'Est in Paris und wartete auf mich, und wir warteten die ganze Nacht auf Nachricht, wie besprochen von Opa Johann, dreihundertfünfzig Kilometer südlich Paris, und sind am verzweifeln. Als das Telegramm angeliefert wurde, war es neun Uhr am Vormittag. Mit der Hilfe der Bahnpolizei am Gare de l'Est, die wir alarmierten, wurde Antonia auch gefunden. Mit Hilfe des freundlichen Bahnpolizisten, der sich be-

reit erklärte, das Mädchen zu suchen, fand diese Odyssee nach fast dreißig Stunden Angst und Bangen in Ungewissheit schließlich noch ein gutes Ende.

Drei Jahre später, als Dominique zur Welt kam, hat uns Opa Johann aus Salz selbst besucht und anschließend auch Agnes Schwester Hildegard, die mehrere Wochen unser Gast war. Dieses Mal klappete die Begegnung in Paris besser. Die Freude war ja jedesmal, wenn Besuch aus der Heimat kam, besonders groß. Das einzige, was sich Agnes aus der Heimat gewünscht hatte, war ein Salzer Roggenbrot. Dieses Wagenrad war dem Hildegards Mann Günter beim Entsteigen des Zuges entglitten und hatte sich selbstständig gemacht. Es rollte und rollte und bahnte sich einen Weg durch die Beine der verdutzten Reisenden auf dem belebten Bahnsteig am Gare de l'Est.

Es waren für Agnes und auch mich sehr lehrreiche Jahre. Wertvolle Jahre, die ich mit ihren Höhen und Tiefen nicht mehr aus meinem Leben wegdenken möchte. Die Kinder wurden größer, Michael sprach nicht nur französisch, er dachte auch wie die französischen Kinder im Kindergarten. Seine schon damals sehr entwickelte Begeisterung für die Technik verleitete ihn dazu, anstatt in die Kinderschule zu gehen, auf einer nahegelegene Baustelle die Baumaschinen zu bewundern. Nach einer großen Suchaktion nach dem Vermißten stellte sich dann heraus, daß er den ganzen Nachmittag auf der Baustelle zugebracht hatte. Die Zeit drängte, wenn wir den Anschluß in Deutschland nicht verpassen wollten, zur Rückkehr in die Heimat. Die Trennung von Montluçon war ein



Abbildung 12: Kein nationaler Feiertag in Frankreich ohne gebührenden Blumenschmuck.

schweres Stück für uns alle. Wir hatten uns einen Freundeskreis aufgebaut und fühlten uns dort zu Hause. Von einer Feindlichkeit uns gegenüber haben wir nichts mehr gemerkt. Im Gegenteil, wo wir auch hinkamen, wurden wir mit Achtung empfangen und bedient, Agnes im besonderen, wenn sie in die Geschäfte zum Einkaufen ging. Es war wohl der Geschäftsbetrieb, die tägliche Begegnung mit den Menschen, dem wir unsere Sonderstellung, die nur wenigen Deutschen zuteil wurde, in dieser Zeit zu verdanken hatten.

Rechts in Bild 12 steht Agnes und Roger. In der Mitte sind nur die Köpfe von Irene und Jules sichtbar.

Viele deutsche Kriegsgefangenen, die den gleichen Weg gegangen sind, denen es so ähnlich ergangen ist wie mir, hatten oft unter den seit Generationen zwischen



Abbildung 13: Von den Verstorbenen nahm die Familie mit großzügiger Geste Abschied. Das war in Montluçon auch mein Geschäft.

Frankreich und Deutschland geschürten Vorurteilen zu leiden. Dadurch, daß ihre Begegnungen mit der Bevölkerung doch sehr begrenzt war, sich auch meistens nur auf ihren Arbeitskreis beschränkte, war es für sie auch nicht so einfach, sich zu integrieren. Sie haben es auch nicht so lange dort ausgehalten wie wir, es sei denn, daß sie sich dort verheiratet hatten. Aus meinem Bekanntenkreis waren es mehrere, die sich mit den Nachkommen von polnischen Emigranten, die nach dem ersten Weltkrieg als Arbeitskräfte nach Frankreich gekommen waren und damals in den Arbeitersiedlungen von Dunlop oder den Usines Saint-Jacques in Ghettos zusammen wohnten, verheirateten. Es sollen damals, als wir noch dort wohnten, nach statistischen Angaben über siebzigtausend gewesen sein, die in Frankreich geblieben sind.

Von den Einzelschicksalen der in Frankreich lebenden deutschen Kriegsgefangenen, denen es so ähnlich ergangen

ist wie mir, gibt es kaum noch Niederschriften. Es ist ein Stück aus meiner Zeit, einer Zeit in der ein Einzelschicksal bedeutungslos war, in der viele Menschen nach dem oft zitierten Strohalm griffen, um zu überleben. Um meine Erlebnisse aus der Zeit meiner Gefangenschaft in Frankreich noch zu dokumentieren, möchte ich ein Zitat aus einem in Frankreich erschienen Buch meiner Erzählung hinzuzufügen.

Der geplante Tod

von James Bacque¹

‘Deutsche Kriegsgefangene in französischen und amerikanischen Lagern aus den Jahren 1945 – 1946.’

Das eine beträchtliche Zahl von deutschen Kriegsgefangenen 1945/46 in amerikanischen Lagern ihr Leben ließen, ist unbestritten und durch zahlreiche Zeugnisse und Dokumente belegt. Doch nach gründlichen Recherchen in den Archiven und der Befragung zahlreicher Zeitzeugen wurde nachgewiesen, daß in den amerikanischen und französischen Lagern nicht, wie angenommen, einige zehntausend Gefangene umkamen, sondern nahezu eine Million. Sie erlagen witterungsbedingter Krankheiten, sie starben an den Folgen mangelhafter Hygiene, an Seuchen und vor allem an Unterernährung.

Neu ist nicht allein die Zahl der Opfer, sondern vor allem die Tatsache, daß nicht das Chaos der unmittelbaren Nachkriegsverhältnisse Schuld war an den Todesfä-

¹J. Bacque, *Der geplante Tod*, Ullstein 1989 (Anm. d. Hrsg.)

len, sondern die von General Eisenhower zu verantwortende gezielte Politik. Die US Armee verfügte über genügend Lebensmittel zur ausreichenden Versorgung der Gefangenen, die jedoch, wie auch die Hilfe des Roten Kreuzes und anderer Organisationen, planvoll unterbunden wurde. Auch wurden die Gefangenen trotz der katastrophalen Zustände in den Lagern ohne Not über Monate und Jahre hin festgehalten.

Viele Gefangene kehrten aus der Welt des Todes ins Leben zurück, als sich die Lagertore für sie öffneten und ihnen den Weg in die Häuser der Dörfer oder auf die Bauernhöfe Frankreichs freigaben. Man darf mit großer Sicherheit vermuten, daß die Mehrheit der Gefangenen, die in französischen Lagern überlebten, durch die Großzügigkeit französischer Zivilisten gerettet wurden, meistens von Bauern und Dorfbewohnern.

Saar

Heim ins Reich, das war ein Slogan zu Hitlers Zeiten, wenn er gerade wieder in ein Land einmarschieren wollte. Wir kehrten zurück, nicht nach Guckheim oder Mainz, wo ich zuletzt gewohnt hatte, wir kamen nach Merzig, in der Hoffnung, uns in einer Gärtnerei eine Existenz aufbauen zu können. Unsere Erwartungen waren glücklicherweise eher bescheiden, denn unsere Geduld wurde schon bei der Ankunft sehr strapaziert. Die von Frau Frye für uns angemietete Wohnung wurde uns mit der Begründung verweigert, wir seien ja von drü-



Abbildung 14: Familie Sauer auf Reisen.

ben, also Ausländer. Wie sich später herausstellte, war der Hauseigentümer in der Bochstraße der Meinung gewesen, daß der Westerwald irgendwo im Osten zu suchen sei. Schließlich mußten wir uns mit einem Wohnloch in der Wagnerstraße neben einer Bäcker begnügen, in dem keine Heizung und keine Lichtleitung mehr war. Dazu kam dann auch noch, daß der Spediteur den Container mit unseren Möbeln auf der falschen Seite öffnete und unsere Möbel auf der Laderampe landeten. Die Versicherung verweigerte eine Entschädigung mit der Begründung, daß sie nur für Transporte in Frankreich zuständig sei.

Mit diesem kleinen Renault (Bild 14), der uns 1958 nach Merzig brachte, begann für uns ein neuer Zeitabschnitt in unserem Leben.

Die erste Zeit nach unserem Einzug in Merzig war sehr schwer. Wir waren uns

auch dessen bewußt, daß uns nichts in den Schoß fallen würde. Daß man uns bei der Ankunft die Wohnung verweigerte, war die erste Enttäuschung. Dann folgte notgedrungen der Einzug in das unbewohnbare Haus, das kein Mensch haben wollte, in das wir unter normalen Verhältnissen niemals eingezogen wären. So manches Mal, wenn es uns zu schwer wurde, erinnerten wir uns an Montluçon. Dazu kam auch noch der heiße Sommer des Jahres 1959. Wegen der Trockenheit konnten die Leute ihre Gräber nicht bepflanzen und der größte Teil unserer Sommerblumen konnte nicht verkauft werden. Schließlich machte uns auch die Frau Frye mit ihren Mietforderungen Schwierigkeiten, so daß wir uns einigemal überlegten, auszuziehen. Allein der Gedanke, daß wir hier eine Bleibe hatten, gab uns die Kraft weiterzumachen.

In dieser Zeit der Unsicherheit geschah dann etwas, über das meine Nachkommen noch schmunzeln werden, wenn sie das lesen. Ein altes Sprichwort, nachdem man keine Katze im Sack kaufen soll, muß ich damals nicht sehr Ernst genommen haben. Der Platz, auf dem seit 1965 unser Haus steht, kaufte ich, ohne zu wissen wo denn eigentlich die Straße „Zum Meisbüsch“ lag. Der alte Herr Heinz, der mir den Bauplatz anbot, da er anscheinend schnell Geld brauchte, schaffte es mit seinen treuen Augen und seiner Überredungskunst, mich zum Kauf diesen Stückchen Landes zu überreden. Nachmittags, nachdem wir beim Notar die nötigen Formalitäten erledigt hatten, führte er Agnes und mich hinauf zum Meisbüsch und zeigte uns eine buckelige Wiese, deren Eigentümer wir geworden waren. Wir hatten ei-



Abbildung 15: Auf der buckligen Wiese in Merzig.

ne neue Phase in unserem Leben eingeleitet, den Grundstein gelegt für unsere neue Heimat. Es war ja nur eine alltägliche Geschichte, nur das Zustandekommen des Kaufes war eine von den Begebenheiten aus meinem Leben, bei denen ich im Nachhinein das Gefühl hatte, daß eine unsichtbare Kraft meine Handlungsweise bestimmt hatte. Auf dieser buckeligen Wiese, erstand 1965 unser neues Heim (Bild 15).

Das war meine Erzählung aus dem Zug der Zeit, in dem ich immer unterwegs war (Bild 16). Es gab Momente, in denen ich gerne ausgestiegen wäre. So ist meine über siebenzig Jahre lange Reise auch nur ein Mosaik aus unserer Zeit, aus der ich erzählen wollte.

Die Zeit bleibt stehen, sie war schon immer da, sie wird immer da sein, sie ist ein Teil der Ewigkeit. Meine Reise aber, in diesem Zug der Zeit geht weiter, bis sich irgendwann eine Tür öffnet, daß ich aussteigen kann und nach der langen Reise meine Ruhe finde. Meine Geschichte aber gleicht



Abbildung 16: Josef Sauer, 2004.

der eines Blattes, das noch am Baume flattert, bis es dann irgendwann einmal herunterfällt und vom Winde verweht wird.

* * * * *

Weitere Erzählungen auf www.sauer-media.net

Abschiede

von Hans Dotterich, 2024

Eine Straße in einer Stadt wird umbenannt. Der wahre Grund dafür ist verstrickt mit den dunklen Blitzgewittern der deutschen Geschichte. Die Sache ist nicht vorbei, wird niemals vorbei sein. Der Irrtum hält auch uns arglose, junge Menschen im Bann. Er bahnt sich seinen Weg, auf unsere Kosten.

Bis dass der Tod dich scheidet

Eine Kriminalstory von Hans Dotterich,
2023

Die Wiedervereinigung ist nun bald 35 Jahre her. Doch wenn Ost und West in der Ehe aufeinandertreffen, dann ist auf die alten Tugenden noch immer Verlass, ja, es ist wie im Krimi!

Loreleipassage

von Hans Dotterich, 2019

Warum die schöne Lorelei nicht nur für Rheinschiffer, sondern für womöglich alle Männer mittleren Alters nach wie vor gefährlich ist, wenn die Blutdruckwerte von den Werten des Egos abzuweichen beginnen, erfahren Sie hier.